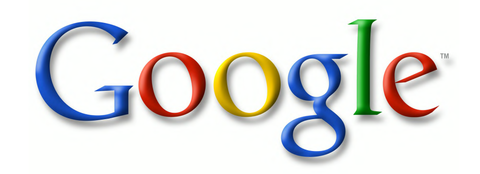


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

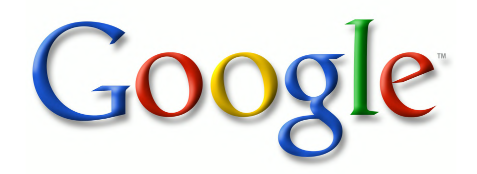
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



49563
31.2
Humboldt. Briefe an F.H. Jacobi. 1892

495 63. 31,2

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



BOUGHT FROM THE
AMEY RICHMOND SHELDON
FUND



copy p 30

BRIEFE

VON

WILHELM VON HUMBOLDT

AN

FRIEDRICH HEINRICH JACOBI

HERAUSGEGEBEN UND ERLÄUTERT

VON

ALBERT LEITZMANN.



HALLE A. S.
MAX NIEMEYER.
1892.

Pr

BRIEFE

VON

WILHELM VON HUMBOLDT

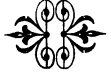
AN

FRIEDRICH HEINRICH JACOBI

HERAUSGEGEBEN UND ERLÄUTERT

VON

ALBERT LEITZMANN.



HALLE A. S.
MAX NIEMEYER.
1892.

49563.31.2

HARVARD COLLEGE
DEC 7 1938
LIBRARY
Sheldon fund

MEINEM LIEBEN BRUDER

HERMANN

ZU WEIHNACHTEN

1891.

VORWORT.

Man hört heutzutage so häufig über unnötige und überflüssige briefpublicationen klagen und spotten, dass man von demjenigen, der die zahlreichen bände gedruckter briefe um einen zu vermehren sich gedrungen fühlt, den nachweis der berechtigung und des wertes, ja fast eine entschuldigung seines vorhabens fordert. man findet das interesse, das wir neben ihren werken dem privaten leben und dem privaten meinungsaustausch grosser männer entgegenbringen und das eben in der veröffentlichung solcher ursprünglich nicht für den druck bestimmter documente sich kundgiebt, häufig übertrieben und kleinlich: dies geschieht vielfach zwar mit recht, weit öfter jedoch meiner überzeugung nach mit unrecht. niemandem soll die neigung sich eine grosse persönlichkeit, für die begeisterung in ihm erwacht ist, einzig und allein aus ihren vollendeten werken zu vergegenwärtigen verübelt werden: waren sie es doch, die der schöpfer selbst allein für wert hielt seinen zeitgenossen über sein wesen und seine ziele kunde zu bringen. man schelte aber auch diejenigen nicht, denen die vollendeten werke eines grossen mannes, sei er nun dichter oder künstler, philosoph oder gelehrter, feldherr oder staatsmann, eine unauslöschliche sehnsucht nach einem tieferen verstehen, einem innigeren begreifen der ganzen persönlichkeit erregen, aus der jene werke geflossen sind, und die diese sehnsucht durch ein studium des lebens, der vertrauten briefe, des nachlasses solcher männer zu befriedigen suchen. naturgemäss nehmen vertraute briefe hier die erste stelle ein. deshalb

sind briefe so viel wert, weil sie das unmittelbare des daseins aufbewahren' sagt Goethe. das abfällige urteil, das heute so oft über derartige bestrebungen, besonders soweit sie das achtzehnte jahrhundert betreffen, ausgesprochen wird, hat seinen psychologischen grund darin, dass unsre zeit unter einem dem lebensideal des vergangenen jahrhunderts, dem individualismus, feindlichen zeichen steht. hoffentlich nicht für immer: möchten die einzelnen funken, die still unter der asche fortglühen, einst wieder zur belebenden und erwärmenden flamme werden! möchte ein kommendes jahrhundert das ideal eines rechtverstandenen individualismus in noch edlerer und vollkommenerer form, als dies dem vergangenen möglich war, aufs neue auf seine fahne schreiben! —

Unter den vertretern der individualistischen lebensansicht im vorigen jahrhundert gebührt Wilhelm von Humboldt eine der ersten stellen. zur genaueren kenntniss seines wesens und seiner bedeutung, die auch für unsere zeit grösser ist, als man gemeinhin annimmt, und nur darum so oft verkannt wird, weil seine schriften durch ihre philosophische schwere und dunkelheit nicht leicht zugänglich sind, will mein buch ein beitrag sein. Humboldts briefe an Jacobi schliessen sich an reichtum und fruchtbarkeit der ideen, an tiefe der psychologischen auffassung der menschen und dinge, an wärme der persönlichen hingabe würdig seinen briefen an Schiller, Goethe, Körner, Wolf an. sie enthalten literarhistorisch wie psychologisch interessante charakteristiken bedeutender zeitgenossen wie Goethe, Schiller, Kant, Friedrich Schlegel; sie zeigen uns an einem herrlichen, bis ins kleinste vollendeten beispiel seine anthropologische methode, die ihn später bei seinen studien über wesen und entwicklung der sprache zu den tiefgreifendsten resultaten fest und sicher geführt hat; sie eröffnen zum ersten male klaren einblick in eine bisher fast ganz unbekannte seite seines geistigen lebens, in das

ringen seiner gedanken im gebiete der reinen speculation, in seine metaphysischen ideen. der gedankenreichtum dieser das echte gepräge des humboldtschen geistes tragenden briefe, die fülle von anregung, die von ihnen ausgeht, die feine allseitige bildung des schreibenden sprechen für sich selbst und für die berechtigung solche denkmale geistiger grösse allen gebildeten zugänglich zu machen.

Es versteht sich von selbst, dass Humboldts briefe und tagebuchauszüge genau mit der orthographie und interpunction der originale abgedruckt sind. bei meinen erläuterungen habe ich mich möglichst kurz zu fassen gesucht: sie wollen vor allem den neuen vorrat von gedanken und tatsachen in den bisher bekannten gang von Humboldts leben und entwicklung allseitig eingliedern; ich habe daher in der anführung der jedesmal heranzuziehenden stellen aus andern briefwechseln möglichste vollständigkeit erstrebt. die erläuternden beigaben waren ursprünglich viel umfassender und breiter angelegt: um nicht durch zu grossen umfang der verbreitung des buches zu schaden, sind sie dann bedeutend beschnitten worden, zumal mir auch manche unter der arbeitenden hand zu so umfänglichen excursen angeschwollen waren, dass sie den einheitlichen eindruck des commentars zu sehr gestört hätten. ich lege sie auf eine spätere zeit zurück, wo es mir vielleicht vergönnt ist Humboldts jugendentwicklung im zusammenhange darzustellen, ein ziel, vor dessen erreichung freilich eine beträchtliche anzahl von klärenden und ebnenden vorarbeiten zu erledigen sein würde. so vortrefflich Hayms leben Humboldts in den unveränderlichen grundzügen ist, so viele anregung und begeisternde wärme ich seit meiner ersten lecture vor jahren diesem werke verdanke, so sehr bedarf es im einzelnen, besonders im ersten und zweiten buche, des erneuten auf- und ausbaus auf grund der mannigfachen seit 35 jahren bekannt

gewordenen quellen. — den anhang, Humboldts briefe an Schlabrendorf, wird man hoffentlich nicht ungern dem buche angefügt sehen.

Die originale der briefe Humboldts an Jacobi und Schlabrendorf sowie das des reisetagebuchs befinden sich in Humboldts nachlass in Tegel und wurden mir auf meine bitte von der jetzigen besitzerin des nachlasses, der enkelin Humboldts, frau majorin Constanze von Heinz, *geb. von* Bülow, *zur veröffentlichung zur verfügung gestellt. es ist mir eine angenehme pflicht der verehrten frau, welche mit liebenswürdigster bereitwilligkeit von anfang an meine absichten unterstützt und meine arbeit mit stets reger teilnahme begleitet hat, auch an dieser stelle meinen tiefgefühlten herzlichen dank auszusprechen.*

Weiterhin bin ich herrn bibliothekar dr. Paul Schwenke in Göttingen zu danke verpflichtet, der mir in einige in seinem besitz befindliche jugendbriefe Humboldts aus dem nachlass Carolinens von Wolzogen freundlichst einsicht gewährte. für die darleihung von druckwerken bin ich ausser der hiesigen universitätsbibliothek der königlichen bibliothek in Berlin, der herzoglichen bibliothek in Gotha, der universitätsbibliothek in Halle und der grossherzoglichen bibliothek in Weimar dank schuldig.

Jena, 12. november 1891.

Albert Leitzmann.

BRIEFE

VON

WILHELM VON HUMBOLDT

AN

FRIEDRICH HEINRICH JACOBI.

1.

Göttingen, den 17ten Nov. [1788]

Endlich, theuerster Herr Geheimerath, habe ich Musse, Ihnen zu schreiben, Ihnen aus der Fülle meines Herzens für die fünf glüklichen Tage zu danken, die ich in Pempelfort bei Ihnen verlebte. Gewiss werden sie mir ewig unvergesslich sein, diese Tage, gewiss werden sie immer zu denen gehören, bei welchen mein Andenken am längsten und liebsten verweilen wird. Auch für die Zukunft gewähren sie mir eine so frohe Hofnung. Denn Sie erlaubten mir ja, die Verbindung mit Ihnen durch einen Briefwechsel zu unterhalten, und ich darf ja auch künftig von Ihnen Aufschluss und Belehrung über die wichtigsten Theile des menschlichen Wissens hoffen. Möchte ich es Ihnen ganz sagen können, verehrungswürdigster Freund, mit welchen Empfindungen mich diese Hofnung erfüllt, mit welchen überhaupt Ihr ganzes gütiges, zuvorkommendes, freundschaftliches Betragen gegen mich, für das ich Ihnen so gern recht warm und innig dankte, wenn nicht gerade das, was des Dankes am meisten werth ist, auch am meisten über den Dank, wenigstens über den gesagten, erhaben wäre. Wenn Sie es aber je fühlten, wie sehr es unsren Geist und unser Herz erhebt, wenn uns Männer, für die wir von wahrer und tiefer Verehrung durchdrungen sind, einiger Aufmerksamkeit würdigen — und erzählen Sie es nicht selbst einmal in Ihrem Hume, dass Sie diess fühlten? — so stellen Sie Sich gewiss lebhaft den Eindruk vor, den mein Aufenthalt bei Ihnen auf mich gemacht hat.

Noch nie war eine so kurze Zeit für mich so reich an interessanten Gesprächen. Ihre Art, metaphysische Untersuchungen anzustellen hat, noch abgerechnet, dass sie uns

der Wahrheit näher bringen muss, so unendlich viel mehr Reiz, als jene Methode, die durch die Wolfische Schule so allgemein verbreitet worden ist. Ich gestehe Ihnen, dass ich in der Zwischenzeit, da ich Wolf nun so ziemlich gefasst hatte, und ehe ich Kant las, beinah einen Widerwillen gegen meine Metaphysik empfand. Es kam mir alles so trokken, so blosses Gerippe, ohne Geist und Leben, vor, ich demonstrirte und demonstrirte, und nie brachten doch die Resultate eigentlich Ueberzeugung hervor. Wie konnten nun gar Männer von Scharfsinn und Tiefsinn — wie Sie einmal, dünkt mich, sehr glüklich unterschieden — Geschmak daran finden, völlig allgemeine Begriffe so lange zu zergliedern, zu vergleichen, und, um mich eines Kantischen Ausdruks zu bedienen, in der Schmelzküche der Vernunft zu kochen und zu läutern, bis der Geist verfliegt und endlich ein Nichts zurükbleibt. Ueberhaupt ist es mir in der That ein Phänomen, wie man, statt die Gegenstände selbst in ihrem ganzen Leben und ihrer Wahrheit anzuschauen, seine Augen vor ihnen verschloss, und analysirte, wie man das, was gar nicht auf Verhältnissen beruht, das Dasein der Dinge, durch etwas andres, als durch Erfahrung zu erkennen glaubte. Der logischen Verhältnisse zwischen den Begriffen giebt es eine bestimmte Anzahl, man muss also da nothwendig einmal auf einen Punkt kommen, von dem aus keine Erweiterung der Kenntnisse mehr möglich ist. Wendet man sich hingegen zu den Gegenständen selbst, hält man nichts eher für wahr, als bis man es selbst angeschaut hat; so mag der Weg vielleicht langsamer sein, aber er ist auch sichrer und reizender, und der Stoff des Nachdenkens eben so unerschöpflich, als die Menge der Gegenstände in der Natur. Nur Eine Frage wünschte ich hier recht genau und vollständig beantwortet. Da bei dieser Art zu philosophiren alles auf Anschauung, auf Gefühl, also auf etwas ankommt, das nicht so ganz mehr mit Worten ausgedrukt werden kann; so muss auch dabei Irrthum eher, als da wo bloss von Verhältnissen die Rede ist, möglich sein. Vielleicht lässt sich analogisch von den äusseren Sinnen auf das innere Anschauungsvermögen schliessen. So wie jene oft

zu empfinden glauben, ohne dass ein Gegenstand der Empfindung wirklich da ist, eben so kann es wenigstens auch bei diesem der Fall sein. Wie ist nun da Wahrheit von Täuschung zu unterscheiden? Ich glaube durch kein anderes Mittel, als indem man den Gegenstand immerfort herumwendet, und wieder von neuen Seiten betrachtet. Denn Analyse der Begriffe kann, dünkt mich, da sie uns nie, auch nur mit dem kleinsten Schritte, aus dem Formalen heraus in das Materielle der Erkenntniss hinüberführt, auch nicht einmal von kritischem Gebrauche hierbei sein. Ferner verdienten wohl die Gränzen unsres Anschauungsvermögens eine eigne Untersuchung; ob wir dadurch bloss das Dasein sinnlicher Gegenstände erkennen, und das der aussersinnlichen nur mittelbar durch diese, wie z. B. das Dasein Gottes durch das Dasein der Welt, gleichsam als das Zeichen davon, oder ob auch aussersinnliche unmittelbar sich uns offenbaren? Mir scheint das Leztere unmöglich. Sinnlichkeit ist, glaub ich, die einzige Bedingung, unter der wir neue Begriffe von aussen her erhalten können, jede Anschauung, die sich weder mittelbar noch unmittelbar auf Sinnlichkeit bezöge, würde ich für Sensation, nicht für Perception halten.

Verzeihen Sie diess lange, vielleicht sehr wenig philosophische Geschwäz. Aber Sie haben mich verwöhnt, theuerster Freund, ich sehe Sie einmal als meinen Lehrer an, und ein Schüler hat das Recht, seine Ideen vorzutragen, um sie der Berichtigung zu unterwerfen. Aus diesem Gesichtspunkt sehen Sie allein diese Stelle meines Briefs an.

Herzlich danke ich Ihnen noch für die Bekanntschaft des Herrn Professors Merrem und Herrn Rektors Hasenkamp. Beide haben mir einen sehr vergnügten halben Tag verschaft. Plessing sah ich. Er war gerade ein wenig krank, sprach doch aber viel, auch über Metaphysik mit Hasenkamp. Ich sprach wenig mit, und war also desto ruhigerer Beobachter. Er ist äusserst heftig, sehr eingenommen von seiner Meinung, und sagte wenigstens damals nichts irgend Merkwürdiges, aber desto mehr triviales. Sehr vieles schien mir auch nur halb wahr, und sehr wenig durchdacht. Sie verlangten ja mein Urtheil über ihn.

Hier habe ich alle Ihre Aufträge sogleich besorgt. Alle, an die Sie mir Grüsse aufgetragen haben, vorzüglich aber Lichtenberg und Heyne, lassen sich Ihnen bestens empfehlen. Die Bücher, die Sie zu haben wünschten, sind alle hier auf der Bibliothek, wie Sie aus dem sehn werden, was Herr Prof. Reuss ihrem Zettel, der hierbei zurük erfolgt, beigeschrieben hat. Haben Sie jezt nur die Güte, lieber Herr Geheimerath, und benachrichtigen Sie mich, welche Sie selbst zu haben wünschen. Sollte Ihnen vielleicht auch nur an einzelnen Stellen liegen; so würde ich es mit dem grössesten Vergnügen übernehmen, sie nachzusehn, und ihnen in Abschrift oder Auszug mitzutheilen.

Ihren Herrn Sohn sehe ich jezt täglich, da wir ein Kollegium zusammen hören. Lichtenberg hat mir viel Gutes von ihm, auch vorzüglich von seinen Fähigkeiten, gesagt. Wenn es mir meine Zeit, die freilich sehr eingeschränkt ist, erlaubt; so werde ich gewiss seinen Umgang, zu dem er so gütig gewesen ist, mich einzuladen, mehr suchen.

Ihren Demoiselles Schwestern würde ich Sie bitten meine aufrichtigste Hochachtung und Ergebenheit zu versichern, wenn Sie Sich nicht so laut einmal gegen alles Grüssen und Empfehlen in Briefen erklärt hätten. Wollten Sie aber so gütig sein, mein Andenken bei ihnen zu erhalten zu suchen?

Ich schliesse jezt diesen überlangen Brief. Erhalten Sie mir, bester, theuerster Mann, die gütigen Gesinnungen, die Sie gegen mich äusserten, und sein Sie versichert, dass in mir nie die Gefühle der innigsten Verehrung und der unwandelbarsten Freundschaft für Sie erlöschen werden!

der

Ihrige,
Humboldt.

Ich lege Ihnen in diesem Briefe eine Farce bei, der es doch an vielen Stellen nicht an Wiz fehlt. Ich hoffe, sie wird Sie wenigstens lachen machen.

2.

Göttingen, den 7ten Februar, 1789.

Wenn ich auch eine noch zehnmal grössere Gabe im Sophistisiren besässe, mein theuerster Jacobi — ich darf Ihnen doch in dieser vertrauten Sprache schreiben — als Sie mir immer beilegten; so würde es mir doch jezt nicht gelingen, mein langes Stillschweigen bei Ihnen zu rechtfertigen. Zwar liesse sich wohl manches zusammenbringen, das einer Rechtfertigung ganz ähnlich sähe. Drei Wochen war ich verreist, 14 Tage krank, indess war alle Arbeit liegen geblieben, Correspondenz und Geschäfte hatten sich gehäuft, das klingt wohl alles recht schön. Aber doch fühl' ich, dass es nicht genug ist. Einen lieben, freundschaftlichen Brief, der mir so werth war, durch den ich mich so gestärkt und gehoben fühlte, weil mich ein Mann, den ich so innig schäze und verehre, darin einer so vertraulichen Sprache würdigt, solchen Brief beinah zwei Monat unbeantwortet, zwei wichtige philosophische Aufsäze eben so lange in meinem Pult liegen zu lassen — das ist zu unverzeihlich, als dass ich irgend eine Entschuldigung dafür wüsste. Doch wozu auch Entschuldigung? Sie stellten ja selbst Freiheit und Ungezwungenheit als das erste Gesez in unsrem Briefwechsel und Umgange auf, ich war nun diese Zeit über einmal nicht in der Stimmung, Ihnen zu schreiben, darum schrieb ich nicht. Jezt bin ich es wieder, und schreibe nun gewiss öfter. Sehr möglich, dass Sie wieder etwas von mir lesen, ehe Sie nur daran denken, diess zu beantworten. Denn das müssen Sie mir schon erlauben.

Ich rede zuerst von Ihren beiden Aufsäzen, über die Sie, wie ich aus ihrem Briefe sehe, etwas von mir erwarten. Aber da muss ich Sie vorher, nicht aus Bescheidenheit, aber aus Furcht, wieder in Ihrer Meinung zu verlieren, was ich einmal gewonnen habe, und worüber ich mich so herzlich freue, noch einmal recht sehr bitten, sich ja in den rechten Gesichtspunkt zu stellen. Sie halten mich für einen weit spekulativeren Kopf, und weit geübteren Streiter auf dem

metaphysischen Schlachtfeld, als ich bin. Sie wissen es ja selbst, ich bin in der Wolfischen Philosophie gesäugt und gross gezogen worden, und in Kants und andrer Systeme stahl ich mich nur hinüber, zu einer Zeit, da Justinian mit der ganzen Last seiner Geseze auf mir lag, und an einem Ort, wo — verzeihen Sie, dass ich einen hämischen Rec. ausschreibe — wo ein populärer Philosoph die Metaphysik populärisirt. Ich freue mich sehr, dass Ihr Spinoza schon Ostern erscheint, und dass Sie soviel auf diesen alten Karren laden, wie Sie Sich ausdrükken. Besonders bin ich auf das begierig, wozu Sie am Ende Ihres Briefs an Windisch Grätz Hofnung machen. Ueber Ihre Widerlegung Herders weiss ich Ihnen fast nichts zu sagen. Denn ich bin völlig Ihrer Meinung. Auch mir kam es immer so vor, als hätte Herder Spinozas System weder, so wie Spinoza es lehrte, noch so wie ers hätte lehren sollen, vorgetragen. Ich sehe so wenig als Sie, ein Mittelsystem zwischen dem System der Endursachen und der wirkenden Ursachen. Entweder ist der Begriff vor der Wirkung da, und diese durch ihn, oder mit ihr, in ihr, in dem Mechanismus, gegeben, und abhängig, wie sie. Ihre Auseinandersezung lässt, dünkt mich, nicht den mindesten Zweifel übrig, und ich hatte es mir vorher nicht so deutlich entwikkeln können.

Mehr könnte ich Ihnen auf den Brief über Freiheit antworten. Alle die Materien, die er berührt, sind mir unendlich wichtig, und gerade jezt mehr als jemals; aber auch gerade jezt ist meine Philosophie, mehr als jemals darüber in Gährung. Völlig einverstanden bin ich mit Ihnen über den Punkt, dass die Frage: sind wir frei oder nicht frei? nie durch Schlüsse entschieden werden kann. Sein, Würklichkeit ist immer ein Faktum, das unmittelbar erkannt werden muss. Nun ist es wahr, wir fühlen uns frei, sind uns bewusst, bloss unsren Ideen von Recht und Unrecht, Gutem und Bösem, folgen zu können, sollten auch alle unsre Neigungen und Triebe ihre Stimme dagegen erheben. Darum nennen wir uns selbstthätige Ursachen unsrer Handlungen, darum billigen und misbilligen wir sie. Wie aber? wenn der Determinist uns nun

die Unmöglichkeit der Freiheit unsres Willens demonstrirt. Möglichkeit und Unmöglichkeit beruht auf Begriffen, und muss also demonstrirt werden können. Gegen die Methode weiss ich nichts einzuwenden. Sollen wir nun läugnen, dass der Wille sich nach den Ideen des Verstandes bestimmt, läugnen dass diese Ideen, wenn wir die Kette der wirkenden Ursachen bis an ihr leztes Glied hinauf verfolgen, durch lauter Dinge, die ausser uns liegen, bestimmt werden? Läugnen wir aber das nicht, so ist überall Fatalismus, und dann noch zu sagen: „ich bin doch „frei, nicht zwar, dass nicht die Gründe meiner Hand„lungen, wenn ich sie vollständig aufzähle, ausser mir „liegen sollten, aber weil doch die nächsten Ursachen dazu „in mir liegen, doch weil ich mir bewusst bin, dass ich „bei einer andren Verknüpfung von Umständen anders „handlen würde“, scheint mir ein leeres Wortspiel, kommt mir nicht anders vor, als wenn der gefesselte Negersklave sich frei nennen wollte, weil er weiss, dass er gefesselt ist, weil er einsieht, dass er etwas andres thun würde, als er thut, wenn sein Herr ihm etwas andres beföhle. In der That ist das Gleichniss noch zu milde. Der Sklave hat doch noch Wahl zwischen Gehorchen und Sterben. Aber wie? Sie sagen in Ihrem Aufsaz: *que tout effet doit avoir sa cause est une vérité nécessaire; mais il ne s'ensuit pas que toute cause doit être un effet.* Die Wahrheit des Sazes muss gewiss jeder einräumen. Allein den Gebrauch, den Sie davon machen wollen, sehe ich nicht gleich ein. Soll unser Wille eine solche Ursach sein? Aber fühlen wir nicht, dass er wenigstens seinen Richtungen, Bestimmungen nach — und auf die kommt es doch bei der Freiheit allein an — Wirkung der Ideen des Verstandes ist? Kant hilft sich freilich leicht durch. Freiheit ist Eigenschaft des Menschen, insofern er Ding an sich, *οντως ον*, ist; der Naturnothwendigkeit ist er unterworfen, als Erscheinung in der Zeit. Allein die Gründe, worauf Kant die Freiheit baut, überzeugen mich nicht. Er bildet a priori einen Begriff von allgemeingeltenden Praktischen Grundsäzen, bringt heraus, dass diese Grundsäze nur formell sein können, und weil solche Grundsäze, ohne Freiheit, nicht

zureichender Bestimmungsgrund des Willens sein könnten; so postulirt er endlich diese Freiheit. Kommt es Ihnen nicht überhaupt so vor, als wäre alles, was Kant, auch objektiv von den Dingen behauptet, doch immer nur subjektiv, und noch dazu immer nur auf Erscheinung beruhend. Nicht genug, dass man nach seinem System nicht aus sich heraus auf die Dinge geht, man geht auch nicht in sich hinein; denn auch von sich selbst hat man ja nur immer Erscheinungen. Warum sind die realen Gegenstände, insofern sie für uns nemlich real sind, den Bedingungen der Zeit und des Raums unterworfen? Weil wir nur unter diesen Bedingungen Vorstellungen von Gegenständen empfangen können. Warum haben wir ein Recht, die Kategorien des Verstandes auf die Gegenstände zu beziehen? Weil diese Kategorien Merkmale von Raum und Zeit werden können und Raum und Zeit selbst mögliche Merkmale der Erscheinungen sind. Warum muss jede Erscheinung nothwendiger Weise eine Ursach haben? Weil sonst keine objektive Verknüpfung der Dinge, d. i. keine Erfahrung für uns möglich wäre. Warum sind wir frei? Weil es sonst keine allgemeingeltenden praktischen Grundsäze geben könnte, die hinreichende Bestimmungsgründe unsres Willens wären. Warum glauben wir einen Gott? Weil unsre Tugend sonst zweklos wäre. So wird überall das, was objektiv von den Dingen behauptet wird, aus dem Subjektiven zwar nicht bewiesen, aber es wird um desselben willen gefordert. Mich dünkt: die Leibnizische Philosophie analysirt, und trägt denn, was nur von Begriffen gilt auf die Dinge selbst über; die Kantische postulirt, aber noch fand ich — die Ideen ausgenommen, die ich von Ihnen las und hörte, die ich mir aber, ich gestehe es Ihnen, noch nicht ganz zu eigen machen konnte — keine, welche eigentlich sähe. Mag aber auch solch eine Philosophie möglich sein? So ein unmittelbares Berühren, wenn ich so sagen darf, unsrer selbst und der Dinge ausser uns? Sie sehn, liebster Freund, ich gerathe in Gefahr, in einen allgemeinen Skepticismus zu versinken. Helfen Sie mir heraus. Schon der philosophische Cartes erklärte den Zustand des Zweiflens für den unglüklichsten unter allen; und der un-

philosophische Wöllner sagt es ihm in allen Religions- und Censuredikten nach.

Ueberaus wichtig hat mir noch in Ihrem Aufsaz die Stelle geschienen, wo Sie auf das Princip der Moral hindeuten, da Sie die Frage aufwerfen: worauf denn nun aber der Grundsaz der Tugend (*le principe de l'honnête*) beruhe, wenn es nicht auf dem Grundsaz der Selbstliebe (*le principe de la conservation*) sei? Wie sehr hätte ich gewünscht, dass Sie Sich über diesen Punkt ein wenig mehr ausgebreitet hätten; doch vielleicht gehörte es nicht zu Ihrer Absicht. Es ist gewiss ein tiefer Blik in die menschliche Seele, in ihr, wie Sie thun, ein unmittelbares Gefühl ihrer Intellektualität und ihrer Kraft, sich, von allem übrigen unabhängig, bloss nach dem Gesez ihrer eignen Natur zu bestimmen, anzunehmen; und darauf, wie es mir Ihre Absicht scheint, die Grundsäze der Moral zu bauen. Man wäre auf diesem Wege gewiss, einmal allgemeingeltende Grundsäze zu erhalten, da diess Gefühl in allen denkenden und freiwollenden Wesen sein muss, und dann allen Handlungen die reinsten, lautersten Absichten zum Grunde zu legen. Nur Ein Zweifel stösst mir dagegen auf. Sie verbinden damit die Idee eines Gottes, nehmen zwischen ihm und uns ein *principe de conformité* an, und, fahren Sie fort *ce principe de conformité portera sur un sentiment sublime de perfection, dont à la vérité nous ne saurons jamais nous faire une idée distincte, puisque cette idée distincte seroit celle de la divinité même, mais qu'un instinct invincible nous fera toujours reconnoître comme le véritable principe de notre vie, en nous ordonnant impérieusement d'en suivre la loi sans la moindre restriction.* Sie gestehen selbst ein, dass dieser Begriff von Vollkommenheit nie deutlich in uns sein würde. Sollte es nun wohl möglich sein Grundsäze, und eine im eigentlichen Verstande wissenschaftliche Moral darauf zu bauen? — Unendlichen Dank würde ich Ihnen schuldig sein, verehrungswürdigster Freund, wenn Ihre Philosophie mir hier Licht machen wollte. Denn ich gestehe es Ihnen offenherzig, dass je mehr und anhaltender ich seit einiger Zeit über die ersten Grundsäze der Moralphilosophie lese und nachdenke, desto schwankender und

ungewisser meine Ideen darüber werden. Vorzüglich fühl ich das immer, so oft ich sie auf das Naturrecht anwenden will. Im Naturrecht soll bewiesen werden, dass es unrecht ist, den andren zu zwingen, ihm Kräfte, oder auch nur Aeusserungen davon zu rauben. Leg ich nun das Glükseligkeitssystem zum Grunde; so muss ich 1., zeigen, dass die Glükseligkeit andrer von der meinigen unzertrennlich ist. 2., dass Zwang nie Glükseligkeit hervorbringt, sondern ihr vielmehr schadet. Thu ich auch nun beides im Allgemeinen; so bleiben mir immer noch Fälle übrig, wo dennoch der Zwang offenbar mehr nüzt als schadet, die Kollisionsfälle. Die muss ich also ausnehmen. Wo nun das Uebergewicht des Nuzens oder Schadens augenscheinlich ist, hat diess keine Schwierigkeit. Allein vom Augenscheinlichen gehts in unendlichen, oft unmerkbaren Abstufungen zum bloss Wahrscheinlichen, von da zum Ungewissen herunter. Ich finde also nirgends eine feste Regel, nirgends eine genau abschneidende Gränze. Nicht besser ist es, wenn ich an die Stelle der Glükseligkeit den Begriff der Vollkommenheit seze. Wende ich mich aber ganz von diesen materialen Principien zu Kants formalem hinweg; so find' ich auch da sehr viel Schwierigkeiten, nur von andrer Art, und die ich mir selbst noch nicht genug entwikkelt habe, um sie Ihnen vorzutragen.

Doch genug von diesem metaphysischen Geschwäz. Ich erschrekke selbst über die Länge, indem ich es wiederansehe. Aber ich schreib' es ja dem nachsichtsvollen Freunde, der mir einmal erlaubt hat, mich in metaphysischen Bedürfnissen an ihn zu wenden, der 5 Tage lang nicht müde wurde, meine Zweifel zu lösen und meine Einwürfe zu heben. Er wird mir auch jezt meine Ausführlichkeit verzeihn.

Noch muss ich Ihnen ein Paar Worte über meine Reise sagen. Ich war nicht in Braunschweig, und behalte mir also Ihren Gruss an Emperius auf ein andres mal vor. Ich war in Cassel und Gotha. Hadern Sie nicht mit mir, dass ich nicht auch in Weimar war, und Ihren Göthe sah. Ich hab' es genug mit mir selbst gethan. Aber hören Sie nur meine Gründe. Ich entschloss mich so kurze Zeit vorher

zu dieser Reise, dass ich unmöglich Ihnen noch hätte schreiben, und eine Antwort von Ihnen erhalten können. Der wichtigste Vortheil bei Göthen, das Einzige, warum er mich anders als jeden andren Reisenden hätte aufnehmen können, fiel also schon für mich weg. Hinzugehn und bloss zu sagen, dass ich bei Ihnen gewesen wäre, dass Sie mich so freundschaftlich aufgenommen hätten, das sieht einer Prahlerei so ähnlich, dass ich, so gern ich auch von Ihnen und meinem frohen Aufenthalte bei Ihnen reden möchte, doch mit niemand, als meinen vertrauteren Freunden, davon spreche. Dann aber reiste ich auch in einer Gesellschaft, die mich Göthen gar nicht recht würde haben geniessen lassen, und Einen oder zwei Tage hätte ich so nur Zeit gehabt. Wenn ich Göttingen verlasse, reise ich über Weimar nach Berlin. Sie erfüllen doch dann, mein Bester, Ihr liebevolles Versprechen, und geben mir einen Brief an Ihren Freund. In Gotha kann Ihnen wohl nur Weishaupt und Ewald interessant sein. Die beiden Leute machen einen sonderbaren Kontrast, des lezteren Kopf eben so langsam als des andren heftig und schnell. Und doch sind sie vertraute Freunde, und streiten mit einander über Kant. Das war denn auch meistentheils der Gegenstand meines Gesprächs mit beiden. Mir gefiel Ewald besser. Seine Langsamkeit verträgt sich besser mit der meinigen. Weishaupt spricht fast immer fort, und hört selten auf Einwürfe; und Sie wissen aus eigner Erfahrung, wie hartnäkkig ich widerspreche, und wieviel Geduld Sie mit mir haben mussten.

HE. Schenks Recension hat mir meisterhaft geschienen. Ich liebe so sehr die Recensionen, die mehr selbst in den Gegenstand eindringen, als nur das Buch so von Seite zu Seite durchgehn. Meine arme Geburt in der Gothaischen Zeitung werden Sie wohl auch gelesen haben, nebst der Dautzenbergischen Zugabe. Der arme Dautzenberg. Aber es war mir ja befohlen, ihn zu tadlen! Ich habe Mühe genug gehabt, denn ich verstand kein Wort von alle dem, was er sagte.

Lassen Sie mich endlich diesen überlangen Brief schliessen. Leben Sie recht wohl, mein theuerster Freund,

erinnern Sie Sich manchmal meiner, und wenn Sie einmal Zeit und Musse haben, so lassen Sie mich bald wieder etwas von Ihnen hören.

Ganz Ihr Humboldt.

3.

Göttingen, den 12ten März, 89.

Meinen innigsten Dank, liebster theuerster Freund, für den Vorgenuss so treflicher Dinge! Ihre lezte Beilage ist durchaus vortreflich. Ich habe sie mehreremale mit dem grössesten Vergnügen gelesen. Nennen Sie immer den Faden der Geschichte scharf gedreht; die ganze Art der Darstellung bleibt doch unnachahmlich. Und nun das, was Sie von Ihrem Eignen hinzusezen! Vorzüglich hat mir das scharfsinnige Raisonnement über die Frage vom Anfang der Welt, und die ganze Stelle gefallen, wo Sie zeigen, dass eine Demonstration des Daseins Gottes unmöglich ist. Sie sehen, mein Theurer, der einen ihrer Forderungen — wozu es aber freilich keiner Forderung bedurft hätte — hab' ich gewiss Genüge gethan. Ich habe Ihren Aufsaz mehreremale gelesen, ihn aus mehr als einem Gesichtspunkte anzusehen gesucht, und ihn, so viel ich konnte, geprüft. Aber die andre des Kritisirens müssen Sie mir diessmal schon erlassen. Einmal hab' ich in der That kein Wort gefunden, wogegen ich eigensinniger, widersprechender Kopf etwas einzuwenden wüsste; und dann war ich in der That nicht bloss unpässlich. Ich war krank, recht krank, wie Sie auch daraus werden gesehn haben, dass ich Ihnen, als ich Ihnen die vorlezte Beilage zurükschikte, nicht einmal selbst schreiben konnte. Ich habe über 14 Tage zu Bett gelegen, und in den ersten 8 Tagen hatte ich so heftiges Fieber, dass ich nur selten zu meiner Besinnung kam. Aber, werden Sie sagen, jezt sind Sie hergestellt! Hergestellt freilich, aber noch so matt, dass ich kaum ungeführt in der Stube gehn kann. Urtheilen Sie also selbst, ob ich an meinen Kopf schon so strenge metaphysische Forderungen machen kann? Allein herzlich leid hat es

mir gethan, dass ich gerade Ihre beiden wichtigsten Beilagen unter diesen Umständen erhielt, und dass Sie mir nur so wenig Zeit lassen konnten, sie zu behalten. Indess danke ich Ihnen herzlich auch für diese kurze Zeit. Ich habe meine heitersten Stunden ausgewählt, sie zu lesen, und sie haben mir ein unendliches Vergnügen gewährt.

Von meinen Briefen urtheilen Sie zu gütig, oder vielmehr zu freundschaftlich. Denn — nicht wahr? — von einem zu gütigen Urtheil muss unter uns nicht die Rede sein. Das klingt so fremd. Sehr begierig bin ich auf Ihre Antworten. Vergessen Sie ja Ihr Versprechen nicht. Als Freund und Lehrer müssen Sie — Sie sehn, ich kann auch von Müssen reden — mir meine Zweifel lösen.

Ob wir uns noch sehn, eh' ich nach Berlin gehe? Dass ichs so herzlich und innig wünsche, soll ich Ihnen das noch sagen? Versprochen hab' ich freilich auch eine zweite Reise nach Pempelfort oder Münster. Aber ob ichs werde halten können? Von allen Seiten dringt man in mich, dass ich schnell nach Berlin zurükkommen soll, und unter den Dringenden sind Personen, denen ich nicht gut widersprechen kann. Dann weiss ich auch schon, dass ich mich aus Pempelfort nicht gut losreissen kann. Und das nicht bloss, wenn Sie so freundschaftlich sind, mich zu bitten. Nein, wenn Sie mich nur nicht fortjagen; so bin ich überzeugt, muss ich alle meine Festigkeit zusammennehmen, um meinen Aufenthalt nur nicht über alle Gebühr zu verlängern. Indess was möglich ist, thu ich gewiss. Ich habe zu vergnügte Tage in Pempelfort genossen, um mich nicht wieder von ganzem Herzen hinzusehnen. Sie wissen aber doch, dass bei jedem Versprechen die stillschweigende Bedingung ist: wenn es die Umstände erlauben? Nennen Sie mich nicht deswegen einen Klauselmachenden Juristen; das muss auch vor dem Richterstuhl der Vernunft gelten.

Noch, theuerster Jacobi, hätte ich Ihnen einen Vorschlag zu thun; eine Bitte kann ichs nicht nennen. Sie wissen von dem berlinischen Monument für die 4 Gelehrten. Ich sammle Pränumeration. Wollten Sie nicht auch Ihr Scherflein dazu beitragen? Glauben Sie nicht, dass mich

Sammlereigennuz zu diesem Vorschlag verleitet. Aber — verzeihen Sie mir den gutgemeinten Einfall — wäre es nicht gut, wenn Sie den berlinischen Gelehrten zeigten, dass Sie auch gern zu Verewigung von Mendelssohns Andenken etwas beitragen wollen. Ihre Freunde, und die Sie genauer kennen, sind freilich auch ohne das davon überzeugt. Aber die Berliner, wissen Sie wohl, sind ungläubig. Vielleicht könnten Sie auch Ihre Düsseldorfischen und Münsterschen Freunde ermuntern. Doch, wie gesagt, es ist keine Bitte, auch muss Ihre Freundschaft für mich Ihnen kein Bewegungsgrund sein. Es ist ein blosser Einfall von mir, weiter nichts. Wollten Sie aber dem Einfall folgen, so müsste ich Sie doch um baldige Einsendung des oder der Beiträge bitten.

Dass Göthe schon durch Sie von mir weiss, dafür meinen herzlichen Dank. Es liegt doch etwas sehr Angenehmes in der Empfindung, einem grossen Mann auch nur dem Namen nach bekannt zu sein. Wieviel bin ich Ihrer Freundschaft nicht schon schuldig, mein theurer liebster Freund, seit der kurzen Zeit unsrer Bekanntschaft! Könnte ich Ihnen doch auch einmal einen Beweis der meinigen geben. Aber die blossen Versicherungen von Wärme, Innigkeit, Herzlichkeit stehn so kalt auf dem Papiere da!

Meine Beschäftigungen diesen Winter sind grösstentheils metaphysisch gewesen. Ich habe wieder viel den Kant studirt. Sein theoretischer Theil behagt mir doch immer mehr; nur mit dem praktischen kann ich mich noch gar nicht vertragen. Aber ich glaube, man kann ohne Inkonsequenz den ersten annehmen, und den andren verwerfen, ob er gleich beide auf gewisse Weise in Verbindung bringt. Meine Gründe kann ich Ihnen heute nicht auseinandersezen. Aber glauben Sie es nicht auch?

Ich habe schon sehr viel geschrieben, und wenn der Arzt kommt muss ich so das Papier verstekken. Lassen Sie mich also für heute schliessen. Sobald mein Kopf freier ist, schreib ich Ihnen wieder und pro facultate et viribus einen wichtigeren Brief. Sein Sie indess recht heiter und vergnügt, der rothen Jubilate ungeachtet, und

vergessen Sie Ihren Freund nicht, der Sie in Gedanken herzlich umarmt. Ewig

Ihr

Humboldt.

So eben find ich beim Durchlesen, dass dieser Brief höchst unzusammenhängend und noch dazu mit zitternder Hand geschrieben ist. Verzeihen Sie beides dem Kranken.

4.

Göttingen, den 22sten März. [1789]

Nur zwei Worte heute, verehrungswürdigster Freund. Ich habe in der That nur ein Paar Augenblikke Zeit. Ich werde wenige Tage vor Ostern nach Hannover und Braunschweig reisen. Ich befürchte, Sie möchten vielleicht die Güte haben, mir indess wieder etwas zu schikken, das Sie aber bald wiederzuhaben wünschten, und, wenn es mich nicht mehr hier träfe; so würde es, weil ich mir die Briefe nicht füglich nachschikken lassen kann, bis zu meiner Zurükkunft (gegen Ende Aprils) hier liegen bleiben. Darum wünschte ich, Sie davon zu benachrichtigen. Ihren Gruss an Emperius werde ich nun bestellen. Vielleicht interessirt Sie die Nachricht, dass ich heute zum erstenmal wieder ausgehe. Leben Sie wohl, theuerster Freund, und arbeiten Sie ja nicht zu viel. Es schadet gewiss Ihrer Gesundheit. Bis zum rothen Jubilate sind ja noch viele Wochen. Mit den Gefühlen der innigsten Achtung und Freundschaft ewig ganz

der

Ihrige,

Humboldt.

Wollten Sie wohl die Güte haben, den Addressen Ihrer nächsten Briefe an mich das Prädikat des älteren beizufügen? Mein jüngerer Bruder kommt Ostern her.

In Eil.

5.

Meinen herzlichsten Dank, verehrungswürdiger Freund, für Ihre Grüsse, Ihr Buch, und Ihren Brief; aber meinen noch herzlicheren und innigeren für Ihren Entschluss, Pyrmont und Göttingen zu besuchen! Ich schwaze nicht gern über Gefühle; sonst würde ich Ihnen sagen, wie sehr ich mich sehne, Sie wiederzusehn und wieder, wenigstens ein Paar Tage lang, zu geniessen, Ihnen wiederholen, mit welcher lebhaften Freude ich an meinen Aufenthalt in Pempelfort zurükdenke, und mit welchem Vergnügen ich die Papiere wieder in die Hand nehme, worin ich mir damals unsre Gespräche, soviel ich mich jeden Abend noch davon erinnerte, aufzeichnete. Ich danke dem Schiksal für kein Geschenk so sehr, als dass es mir ein so tiefes Gefühl der Achtung und der Verehrung für höhere Geisteskraft einflösste; denn gerade die seligsten Stunden wurden durch diess Gefühl in mein Leben verwebt.

Ihr Buch habe ich mehrere Tage lang zum einzigen Studium gemacht. Ich habe Ihren David Hume und die Bruchstükke dazugenommen, die ich noch aus Ihren Gesprächen zusammenbringen konnte, und so habe ich gesucht, mir eine völlig klare und richtige Darstellung Ihres ganzen metaphysischen Gedankensystems zu verschaffen. Ueber einzelne Stellen Ihres Buchs ist es mir unmöglich etwas zu sagen. Ihre ganze Art zu philosophiren ist mir noch zu fremd, als dass ich auf so verschiednem Wege nur irgend übereinstimmende Resultate erwarten dürfte. Lassen Sie mich versuchen, mir diese Art zu eigen zu machen, und es wird dann nur von der richtigen Anwendung Ihrer Methode abhängen, ob ich Ihre Resultate richtig finden soll, oder nicht. Aber dabei müssen Sie mir helfen, theurer, lieber Mann. Sie haben jezt mehr Musse, als in den leztvergangenen Monaten. Schenken Sie manchmal eine Stunde davon Ihrem Freunde, machen Sie ihn mit dem Gange Ihrer Ideen vertrauter, oder führen Sie ihn eben den Gang, so weit ihm seine Kräfte zusagen. Damit wir aber näher zusammenrükken, und damit Sie Ihre neuen Ideen desto leichter an meine alten anknüpfen können,

lassen Sie mich Ihnen meine Gedanken über die ganze Art vorlegen, wie Sie bei metaphysischen Untersuchungen verfahren. Eingeschränkt durch meine natürlichen Anlagen — da ich es nur zu sehr fühle, dass mein Kopf höchstens logisch, aber gewiss ganz und gar nicht spekulativ ist — und überdiess noch gestört durch meine äussre Lage — da meine nächste Bestimmung jede Stunde, die meine Neigung der Spekulation weihen möchte, ihr immer wieder entzieht — sollte ich über Gegenstände des spekulativen Nachdenkens gar nicht reden. Aber Sie wollen es, und ich folge Ihnen. Dass schon diess Folgen eine Bitte um gütige Nachsicht in sich schliesst, versteht sich ja wohl von selbst.

Ich habe Ihnen folgen können, und bin völlig einverstanden mit Ihnen überall, wo Sie darthun, dass alle deutliche Erkenntniss auf Vermittlung beruhe, dass das, was keine Vermittlung zulässt, auch nicht deutlich erkannt werden könne, dass daher das Unbedingte, Unvermittelte auf keinerlei Weise eine Demonstration, oder ein natürliches Begreifen zulasse, dass überhaupt die ganze Funktion unsres Verstandes nur im Sezen und Aufheben von Unterschieden, also in blossem Aufsuchen von Verhältnissen bestehe, und also nie zur Erkenntniss dessen führen könne, was sich gar nicht auf Verhältnisse zurükführen lässt, wie das Dasein; wenn Sie nun aber von da weiter gehn, und das Uebernatürliche, wie Sie Sich ausdrükken, „auf eben die Weise annehmen, als es uns gegeben ist, als Thatsache“ (Br. üb. Sp. S. 426. u. f.) oder behaupten „dass die Wirklichkeit absoluter Selbstthätigkeit — die Freiheit — sich unmittelbar im Bewusstsein darstelle, durch die That beweise, und also erkannt werden könne“ (Ebend. Vorr. S. 36. u. f.) oder wenn Sie auch nur das Dasein andrer Dinge ausser uns nicht schliessen, nicht nach Wahrscheinlichkeit annehmen, sondern unmittelbar percipiren und glauben (Dav. Hume. S. 63. u. f.) — dann gesteh ich gern, muss ich furchtsam zurükbleiben. Ich kann Ihnen also überall folgen, wo das rein logische Vermögen ausreicht, nicht aber dahin, wo an die Stelle desselben unmittelbare Wahrnehmung, Perception, treten muss. Der Grund davon? Gewiss kein

andrer als eben der, der den rohen ungebildeten Menschen hindert, dem verfeinerten Gefühl des gebildeten, oder — was ich lieber sagen möchte, wenn ich nur gewiss wäre von dem Verdacht frei zu sein, das Vernünfteln über das Empfinden zu sezen — der den kalten vernünftelnden Menschen hindert dem Gefühl des erwärmten, empfindenden zu folgen — er hat keinen Sinn dafür. Es fehlte mir also im eigentlichsten Verstande an metaphysischem Sinn. Aber giebt es denn einen solchen Sinn, und worin besteht er, auf welche Gegenstände ist er eingeschränkt, welchen Gesezen unterworfen? Diese Fragen wünschte ich untersucht; ich kann nur sagen, was ich mir darunter denke.

Das logische Vermögen der Seele ist, wie schon oft bemerkt worden, allein eingeschränkt auf Aufsuchen von Verhältnissen, von Identität und Nicht-Identität. Der Begriff des Daseins, oder vielmehr, da man unter Begriffen Ideen zu verstehn pflegt, woran mehrere Merkmale deutlich unterschieden werden können, die Idee des Daseins ist ganz und gar keine Verhältnissidee, ist unbedingt, unvermittelt, kein Schluss kann darauf führen, ohne durch einen Sprung, der nie gelingt, aus dem Reiche der Möglichkeit in das Reich der Wirklichkeit zu kommen. Ueberzeugung, Gewissheit des Daseins kann also nie Wirkung des logischen Vermögens der Seele sein. Wenn sie überhaupt menschlichen Wesen erreichbar ist; so muss es eine andre Fähigkeit geben, sie aufzufassen. Diese Fähigkeit lassen Sie mich nach der Analogie des Sprachgebrauchs den Sinn nennen. Worin besteht aber das Wesen dieses Sinns? worin unterscheidet er sich von dem, was wir sonst Sinn nennen?

Wir sind uns körperlicher Sinne bewusst. Wir erhalten Ideen durch sie, aber ob Ideen von wirklich existirenden Dingen ist zweifelhaft. Wenigstens hat das logische Vermögen der Seele den Sinnen selbst, wie mich dünkt, mit Recht das Urtheil darüber abgesprochen. Wir erhalten durch die Sinne Bilder, konstruirbar in Raum und Zeit, denkbar sowohl unter der Kategorie des Möglichen als des Wirklichen. Ob diese Bilder mehr als Bilder, ob sie wirkliche Dinge sind, nur modificirt nach den Beziehungen,

welche sich zwischen uns und ihnen, und allem was uns von ihnen trennt, befinden? (Dav. Hume. S. 56.) hängt zwar nicht von dem Ausspruch irgend eines Schlusses, folglich des logischen Vermögens der Seele, aber von dem Ausspruch jenes vorerwähnten Sinnes ab.

Dieser Sinn percipirt also das Dasein der Dinge ausser uns, und zugleich unser eignes, da wir Dinge an sich, *οντως οντα*, sind. In jener Rüksicht kann er theoretisch, in dieser praktisch heissen, da er in dieser die Natur des Willens, als einer reinen unvermittelten Selbstthätigkeit auffassen muss. Er kann durch das logische Vermögen der Seele weder ergänzt, noch berichtigt werden. Nicht ergänzt. Denn wenn wir z. B. aus percipirten Eigenschaften eines Dinges andre schliessen wollten; so würden wir nur identische an die Stelle sezen, nicht neue bekommen. Nicht berichtigt. Denn über das, was ist, lässt sich durch Schliessen und Analysiren schlechterdings nichts entscheiden.

Ist nun Metaphysik die Wissenschaft von dem Sein und der Beschaffenheit der Dinge an sich; so ist der Philosoph ohne jenen Sinn nicht Metaphysiker, sondern nur Dialektiker und Gehülfe des Metaphysikers. Denn immer wird das ein unverkennbarer Nuzen der Dialektik bleiben, die gefundnen Ideen so lange herumzuwenden, bis der Sinn sie von allen Seiten anzuschauen im Stande ist.

Wäre diess nun so richtig, gäbe es wirklich einen solchen Sinn; so hätten Wolf und seine Anhänger Unrecht gehabt, das logische Vermögen der Seele zu weit auszudehnen; Kant sich das Verdienst erworben, es in seine Schranken zurükzuführen, aber zugleich darin gefehlt, ausser demselben nichts anzunehmen und daher der Seele nur Sensationsfähigkeit zuzuschreiben, alle Perceptionsfähigkeit ihr hingegen abzusprechen; und so wäre der wesentlichste Dienst, welcher der Philosophie geleistet werden könnte, der darzuthun, dass das logische Vermögen verbunden mit dem ästhetischen (im Kantischen Sinne, wo es sich bloss auf Sensationen bezieht) nicht das ganze Seelenvermögen erschöpfe, dass es noch einen Sinn gebe, das wirkliche Dasein der Dinge zu percipiren.

Dass ein solcher Sinn, wie man vielleicht einwenden könnte

nothwendig zur Schwärmerei führen müsse, seh' ich nicht. Soll Schwärmerei überhaupt Irrthum heissen; so versteht sichs, dass er so gut, als jede andre Seelenfähigkeit irre führen könne. Heisst aber Schwärmerei jede Abweichung von den logischen Regeln des Verstandes; so kann doch nur da von ihr die Rede sein, wo diese Regeln angewendet werden müssen, aber auch da, wo ihre Anwendung geradezu unmöglich ist? Da möchte vielmehr die Anwendung selbst Schwärmerei sein..

Sehen Sie, lieber Jacobi, was Sie mit diesem Geschwäz anfangen. Ich schrieb so frei und offen, weil ich einzig in der Absicht schrieb, von Ihnen belehrt zu werden. Darnach sehne ich mich in der That herzlich. Denn, so wenig ich Ihnen auch in den Punkten, die ich vorhin angab, und in einigen andren zu folgen im Stande bin; so ists mir doch immer, als entdekt ich bei allen andren Philosophen, selbst bei Kant, nur Scharfsinn, bei Ihnen allein Tiefsinn; so find' ich doch nirgend in dem Raisonnement soviel Anstrengung der Denkkraft, in den Resultaten eine so fruchtbare Fülle von Ideen, als bei Ihnen. Verzeihen Sie diese Aeusserungen Ihrem Freunde; aber sie sind wahr und können aus dem Munde eines Menschen, über den die Metaphysik das Wort der Weihe nicht ausgesprochen hat, nur Ausdrükke der Empfindung, nicht Lobsprüche sein.

Noch ein Wort über Ihren Brief. Ich danke Ihnen herzlich für die Offenherzigkeit, mit der Sie mir schreiben, und damit Sie sehen, dass ich den Werth davon zu schäzen weiss, so will ich eben so gegen Sie reden, und zwar da reden, wo ich weiss, dass unsre Meinungen völlig von einander abweichen, Ihnen also geradezu sagen, dass ich Biestern für einen eben so ehrlichen Mann halte, als Sie ihn für das Gegentheil erklären. Andre Lagen geben andre Ansichten. Welches die richtige sei, mag der entscheiden, dessen Ansicht allein Wahrheit ist. Ueber Mendelssohns metaphysisches Verdienst, die Auswahl der Köpfe, das Verewigen durch Monumente denke ich wie Sie. Urtheilen Sie nun also selbst, ob ich Ihr Betragen von der Seite, von der Sie die Sache nehmen, nicht billigen muss; und verzeihen Sie mir, dass ich überhaupt der Sache erwähnte.

Nun leben Sie wohl, theuerster Freund! Ich darf doch hoffen, dass Sie mich von Ihrer Ankunft und der Dauer Ihres Aufenthalts in Pyrmont benachrichtigen werden. Ich komme dann auf einige Tage zu Ihnen. Es werden die köstlichsten, oder vielmehr die einzigen köstlichen in diesem Sommer für mich sein, den mir eine ungeheure — jeder rechnet ja nach seinen Kräften — Menge von Arbeiten wirklich lästig machen. In der frohen Erwartung, Sie bald selbst zu umarmen ganz

3ten Jun. 89. der Ihrige,
Humboldt.

6.

[Juli 1789.]

Sie erhalten diesen Brief, theuerster Freund, durch die Hand meines Bruders. Ich sprach Ihnen schon von ihm in Hannover, und ich hoffe, Sie sollen wahr finden, was ich Ihnen damals über ihn sagte. Ich liebe ihn unendlich wegen der vorzüglichen Güte seines Herzens und seines Charakters, und seiner grossen Anhänglichkeit an mich; und schäze ihn wegen der Mannigfaltigkeit und Gründlichkeit seiner Kenntnisse, und des regen, durch nichts abgeleiteten Eifers, diese Kenntnisse zu vermehren, zu verbreiten, nuzbar zu machen. Die Schwächen, die theils Folge, mit unter aber auch Quelle jener besseren Eigenschaften sind, werden Sie bald bemerken, aber auch — ich kenne aus eigner Erfahrung Ihre Nachsicht — verzeihn. Ich bitte Sie also mit Zuversicht recht herzlich, ihn mit eben der Güte zu empfangen, welche mir den ersten Tag, da ich Sie in Pempelfort sah, zu einem der frohesten meines Lebens machte, und ihn Ihres näheren Umgangs, nach dem er sich so innig sehnt, zu würdigen. An Gegenständen des Gesprächs, hoff' ich, soll es Ihnen mit ihm nicht fehlen. Zwar hat er sich nur wenig mit Metaphysik beschäftigt, und erst seit kurzem Kant zu studiren angefangen. Aber für jedes andre Gespräch, in dem sich Raisonnement an

Fakta anschliesst, hat er gewiss Geschmak und vielleicht interessirt Sie da seine Lebhaftigkeit, die Freimüthigkeit seines Urtheils, und die wizigen Einfälle, in denen er, wenn er vertrauter wird, nicht unglüklich ist. Seine eigentlich wissenschaftlichen Kenntnisse erstrekken sich vorzüglich auf höhere Mathematik, Naturkunde, Chemie, Botanik und vor allen andren Technologie. Daneben beschäftigt er sich mit philologischen Arbeiten, und Heyne braucht ihn hie und da zur Erklärung solcher Stellen der Alten, die eine vertrautere Bekanntschaft mit ihren Künsten und Handwerken erfordern. Zwischen ihm und mir werden Sie eine sehr grosse Verschiedenheit finden. Bei völlig gleicher Erziehung wichen von unsrer Kindheit an Temperament, Charakter, Neigung, selbst Richtung in wissenschaftlichen Dingen immer von einander ab. Sein Kopf ist schneller und fruchtbarer, seine Einbildungskraft lebhafter, sein Sinn fürs Schöne schärfer, sein Kunstgefühl überhaupt — vielleicht weil er sich selbst mit vielem Eifer auf einige Künste, Zeichnen, Kupferstechen, legte — weit mehr geübt und gebildet. Im Ganzen hat er überall und in jedem Verstande mehr Sinn, mehr Kraft, neue Ideen aufzufassen, aus dem Wesen der Dinge selbst herauszuheben; ich mehr Fähigkeit Ideen zu entwikkeln, vergleichen, verarbeiten. So möchte ich den Unterschied zwischen ihm und mir bestimmen und daraus getraute ich mir alle übrigen, auch die kleinsten Abweichungen zu erklären. Doch nun genug von ihm und mir; verzeihen Sie nur, dass ich schon einen so grossen Theil meines Briefes damit anfüllte. Doch diese Sehnsucht, meinem Bruder einen Theil Ihrer Freundschaft zu verschaffen wird Ihnen zeigen wie unendlich theuer mir der ist, den Sie mir schenken!

Ich schreibe Ihnen heute nichts mehr, mein Bester! Ich erwarte mit Ungeduld Ihren Brief, und dann erhalten Sie eine weitläuftige vollständige Antwort.

An die Tage, die wir mit einander in Hannover verlebten, denke ich sehr oft mit lebhafter Freude zurük. Wie gern dankte ich Ihnen mit der ganzen Innigkeit meines Herzens für die Stunden, die Sie mir dort gaben! Ob ich Sie in Pyrmont sehe? Ach! lieber Jacobi, Sie fühlten

es ja wohl auch oft, dass sich gerade unsren liebsten Wünschen oft die grössesten Schwierigkeiten in den Weg stellen.

Heyne, Lichtenberg, Feder grüsste ich von Ihnen. Alle freuen sich sehr, Sie zu sehn. In Ihrem Briefe, den ich hier fand, schrieben Sie mir, dass ein unangenehmer Vorfall Ihnen die Hofnung hierher zu kommen beinahe vereitelte. Sie sagten mir nichts davon in Hannover, und doch interessirte es mich so sehr!

Rehberg bitte ich Sie, mich sehr zu empfehlen. Wollten Sie seine und Ihres Mösers Bekanntschaft meinem Bruder verschaffen; so würden Sie ihn und mich für ihn sehr erfreuen.

Wie bekommt Ihnen die Kur, lieber Freund? und wie gefällt Ihnen Pyrmont und die Art da zu leben? Sagen Sie es mir doch recht bald. Denn warlich unter allen Ihren Freunden nimmt vielleicht niemand einen so warmen, innigen Antheil an Ihnen, und allem, was Ihnen begegnet, als ich; nur auf diesen Vorzug mache ich Anspruch. Leben Sie recht wohl! Ewig ganz

der Ihrige,
Humboldt.

7.

Paris, den 17ten Aug. 89.

Hätten Sie es wohl gedacht, theuerster Freund, den Mittag, als wir bei Wangenheims soviel über Campe scherzten, dass ich so wenige Wochen drauf mit demselben Campe in Paris sein würde? Mir selbst kam die Reise völlig unerwartet, und so schnell, dass ich nicht einmal Zeit hatte, Ihnen zu schreiben und Sie davon zu benachrichtigen. Jezt bin ich nun schon 14 Tage hier, und Sie erwarten vielleicht viel über das, was ich sah und hörte. Allein von tausend neuen Gegenständen zerstreut, von allen meinen vorigen Beschäftigungen hinweggerissen, was soll ich Ihnen sagen? Ich könnte bloss erzählen, alle übrigen Fäden meiner Gedanken sind wie abgeschnitten, und das blosse Erzählen ist eine traurige Sache. Also nur

wenig Zeilen heute, und noch dazu eine Bitte, lieber Jacobi, die Sie mir aber nicht abschlagen müssen. Ich bin Paris und Frankreich ziemlich müde. Wäre nicht die politische Lage jezt gerade so wichtig, die Gährung unter dem Volk, und der Geist, der sie hervorgebracht hat, überall so sichtbar; so hätte ich in der That Langeweile. Denn es fehlt mir beinah ganz an Bekanntschaften, und ich kann also nur das beobachten, was beim ersten Anblik in die Augen fällt. In 10 bis 11 Tagen kehre ich nach Deutschland zurük, und zwar zunächst nach Mainz, zu unsrem Forster. Da trenn ich mich von Campe. Er geht nach Braunschweig zurük, und ich denke durch die Pfalz und den Elsass nach der Schweiz, wo möglich bis Genf zu reisen, und dann über Zürich und Schafhausen nach Deutschland zurükzukommen. Dürfte ich Sie nun wohl, bester Freund, um einige Briefe an Ihre Freunde in diesen Gegenden bitten, vorzüglich an Pfeffel, Schlosser, Lavater, Sarasin. Schlossern sah ich schon einen Tag in Frankfurth, aber es war gerade von so unangenehmen Dingen die Rede, von Starkischen Streitigkeiten, und Magnetismus, dass ich fürchte, er war unzufrieden mit mir. Lavater sagen Sie doch, dass ich zwar auch ein leidiger Anhänger Biesters wäre, übrigens aber immer ein ganz erträglicher Berliner. Allein wie werde ich diese Briefe erhalten? Sie sind noch auf Ihrer Reise, und bekommen diesen Brief gewiss spät; und ich verlasse Mainz wahrscheinlich schon spätestens den 12ten Sept. Allenfalls könnte Forster, wenn Sie sie an ihn adressiren wollten, sie mir nachschikken, oder ich könnte sie in Basel bei Sarasin finden. Aber sichrer wäre es wohl, wenn Sie an die vier Männer, die ich Ihnen nannte, geradezu schreiben wollten. Diese besuche ich doch auf alle Fälle, und mehr Briefe möchte ich selbst Ihrer, für mich schon so oft aufopfrenden Freundschaft nicht zumuthen, so überaus angenehm sie mir auch, vorzüglich für Lausanne und Genf — wo Sie ja wohl selbst lange waren — sein würden.

Wie gern erführe ich zugleich von Ihnen, wie es Ihnen gieng, seitdem ich Sie nicht sah, wie Sie mit Ihren neuen Bekanntschaften, mit den Göttingern, unter andren auch mit meinem Bruder zufrieden waren, wie mit Pyrmont?

Nicht wahr? ich that gut, nach Hannover zu kommen? Gewiss waren Sie in Pyrmont noch zerstreuter. Die Rehbergsche Recension ist doch nun wohl erschienen? Ich habe Ihren Sohn in Aachen gebeten, sie mir sogleich in Abschrift zu schikken, aber noch erhielt ich nichts.

Ich kann Ihnen doch heute nichts weiter sagen, und will also schliessen. Nur Ihre Freundschaft kann einen Brief, wie dieser ist, verzeihn, aber auf diese Freundschaft rechne ich auch allein. Von der Schweiz aus, wo ich allein, ruhiger, ungestörter sein werde, erhalten Sie gewiss, wenn nicht einen vernünftigeren, doch einen ordentlicheren. Ich wiederhole meine Bitte und umarme Sie herzlich. Ewig mit der wahrsten, innigsten Liebe ganz

der Ihrige,
Humboldt.

8.

Bern, den 18ten Okt. 89.

Nicht wahr, liebster Freund, ich bin ein sehr nachlässiger Mensch? Ich sollte Ihnen aus Mainz schreiben, und nun erhalten Sie einen Brief aus Bern, ungerechnet dass bei meinem langen Aufenthalte in Mainz und Zürich, den Sie wohl nicht vermutheten, dieser Brief wahrscheinlich mehrere Wochen später kommt, als Sie ihn erwarteten. Allein das Zeichen des Lebens, das Sie verlangten, gab Ihnen ja auch unsres lieben Forsters Brief, und um Ihnen mehr zu sagen wünschte ich erst einen Ihrer Freunde gesehn zu haben. Von diesen war nun Lavater der erste. Denn ich habe meinen — wie Sie sehr richtig bemerken — freilich sehr antigeographischen Plan geändert, und werde nun, statt über Carlsruh und Strasburg in die Schweiz zu gehn auf diesem Wege wieder zurükkehren.

Für Lavaters gütige Aufnahme und für sein so über alles freundschaftliches Betragen während meines ganzen Aufenthalts in Zürich bin ich Ihnen, mein theuerster Jacobi, den herzlichsten, wärmsten Dank schuldig. Wie ich über

Lavater dachte, wissen Sie schon. Erinnern Sie Sich noch, wie Sie sagten, dass er Genie habe, ohne doch Genie zu sein; Sie meinten, dünkt mich, damit den scharfen tiefen Blik in das innere Wesen der Dinge, mit dem aber nicht immer und nicht in gleichem Maasse die Fähigkeit verbunden ist dieser Fülle der Kraft die gehörige Richtung zu geben, sie nicht auch über das Gebiet des Wahren hinaus in das Reich der Phantasie abschweifen zu lassen, ferner nicht immer das Talent völlig deutlicher und logisch bestimmter Ideenentwiklung. Alles diess näher und länger zu beobachten interessirte meinen Verstand unendlich, indess sein sanfter, gütiger, liebenswürdiger Charakter mein Herz für sich gewann. Ein Gespräch, worauf wir oft zurükkamen, war über die jezige Lage unsrer Litteratur, über den Maassstab, nach dem man Schriftsteller und Bücher beurtheilt. Wir waren völlig einig darüber, dass es vorzüglich uns Deutschen und besonders in den lezten Jahrzehnten eigen ist, grosse logische und grammatische Korrektheit, aber wenig eigentlichen schöpferischen Geist zu besizen, und dass wir beinah verlernt haben, den lezteren nach seinem ganzen Werthe zu schäzen. Dass dann Sie, lieber Jacobi, der erste waren, den wir unter den wenigen Ausnahmen nannten, die wir machten, müssen Sie von selbst denken, wenn Sie gegen Sich und uns gerecht sind. Auch die Physiognomik wurde nicht vergessen. So wenig ich mich auch in der Hauptsache entscheiden kann und mag; so war mir doch Lavaters Idee interessant, in der ganzen Sinnenwelt nur einen Ausdruk der aussersinnlichen zu sehn. In ihrer ganzen Ausdehnung genommen, müsste Sie, dächt ich, allen Raisonnements über sinnliche Eindrükke, Empfindungen, ästhetischen Sinn und Kunst überaus interessante Seiten leihen. Wie Lavater sie behandelt, bringt sie doch gewiss den Nuzen das Studium menschlicher Charaktere zu erweitern, worin wir bis jezt noch so sehr zurük sind. Von meinem Biesterianismus erwähnte Lavater nichts, wahrscheinlich, da er mich nicht genau kannte, aus Delikatesse. Was aber die Stelle Ihres Briefs über diesen Punkt betrift, so lob' ich mir freilich Ihren Glauben, nur muss es Ihr metaphysischer Glaube sein, der da glaubt, weil die

Dinge sich offenbaren, nicht jener verkezerte, unter dessen Fahne Sie Mendelssohn sah.

Dass die Jenaer Rehbergs Recension nicht angenommen haben, hat mich in der That überrascht. Nicht dass mir diese Partheilichkeit unerwartet gewesen wäre; aber ich dachte doch, dass man den Schein mehr vermeiden würde. Indess freut es mich sehr von meinem Bruder zu hören, dass der Rehbergsche Aufsaz allein gedrukt werden soll; und es ist mir diess um so lieber, weil ich hoffe, dass Sie ihn mit einer Ausführung der ersten Gründe Ihres Systems begleiten werden. Eine solche Ausführung war ja schon lange Ihr Vorsaz, und vielleicht fänden Ihre Ideen nie mehr Eingang, als gerade jezt. Wir sehnen uns doch immer nach einer Verknüpfung unsrer Ideen mit der Wirklichkeit ausser uns. Nun aber ist Wolfs trügerische Syllogismenbrükke eingestürzt, und Kant zieht sich in die eigne Burg zurük. Denn gewiss halten die meisten sein Postuliren mehr für einen frommen Wunsch, ein banges Sehnen nach dem geliebten geahndeten Lande, als für einen wirklichen Uebergang. Ich bin unendlich begierig nach einer vollständigen, mit allen Gründen unterstüzten Entwiklung Ihres Systems. Denn auf der einen Seite hat es einen so unaussprechlichen Reiz für mich — es ist doch ein unvergleichbar grösserer Gehalt, vollerer Genuss in der Empfindung des Seins, als in dem Existiren in Erscheinungen — hängt es mit so vielen mir werthen, innigst in mein ganzes Ich verwebten Ideen zusammen. Aber auf der andren Seite konnte ich mich doch noch nie selbst überzeugen, ist es doch bei mir noch immer Gegenstand der Untersuchung. — Wollten Sie mir Rehbergs Aufsaz und etwas von dem mittheilen, was Sie darüber oder dagegen sagen wollen; so erfüllten Sie einen der liebsten Wünsche, die ich jezt habe. Sie vergessen doch auch nicht die Antwort auf meinen Brief. Sie versprachen sie mir ja so fest.

Dass Sie meinen Bruder so gütig in Ihre Freundschaft, und vielleicht jezt, indem ich diess schreibe, in Ihr Haus aufgenommen haben, dafür, lieber Jacobi, meinen vollsten innigsten Dank. Er hat mir von Ihnen mit einer Wärme und einem Enthusiasmus geschrieben, der mich in jeder

Rüksicht, und vorzüglich für seinen Kopf und sein Herz innig gefreut hat.

Jezt noch eine Bitte, theuerster Freund. Werden Sie aber nicht böse, dass ich immer bitte. Was ich jezt wünschte, versprachen Sie mir schon. Einen Brief an Ihren Göthe. Ich könnte ihn in Gotha bei Ettinger finden. Sie stehn ja in Correspondenz mit ihm, und ich habe ihn voriges Jahr kennen gelernt. Ich werde gegen Ende Novembers, wenigstens nicht viel früher in Gotha sein, und könnte den Brief dann abholen.

Leben Sie nun recht wohl, lieber theurer Jacobi! Aus Deutschland, wenn nicht früher, schreibe ich Ihnen gewiss wieder. Ich bin ewig mit der innigsten Anhänglichkeit

ganz der Ihrige,
Humboldt.

Ich lege Ihnen, liebster Freund einen Brief an meinen Bruder bei. Sollte er, wenn Sie ihn bekommen, schon bei Ihnen gewesen sein; so bitte ich Sie, ihn nach Göttingen zu besorgen.

9.

Tegel, bei Berlin, den 20 Junius, 1790.

Mehr als sechs Monate sind es, verehrungswürdigster Freund, seitdem Sie keine Zeile von mir sahn. Aber in der That wurde mir auch in dieser ganzen Zeit nur selten die Musse und fast nie die Stimmung, ohne die ich an Sie nie schreiben möchte. So verschob ich es denn von Woche zu Woche, und aus den Wochen wurden Monate. Meine ganze politische und häusliche Lage hat sich seit meiner Rükkunft nach Berlin so sehr verändert, jene hat mich, wenn nicht in so viele, doch in so neue und ungewohnte Arbeiten und Beschäftigungen, diese in so mannigfaltige neue Cirkel geworfen, dass mir jezt für mich äusserst wenig Zeit übrigbleibt, und diess allein hinderte mich, Ihnen zu schreiben, so oft und anhaltend ich mich auch indess mit Ihnen beschäftigte, und so manche nähere Veranlassung

sich mir darbot, Ihnen diess zu sagen. Jezt verleb' ich ein Paar völlig ruhige Tage bei meiner Mutter auf dem Lande, und hier, wo der Genuss der freien schönen Natur jedes Gefühl höher stimmt, jede Rükerinnerung an so manchen, mit Ihnen durchlebten, glüklichen, nun auf lange Zeit vergebens zurükgewünschten Tag noch lebhafter wekt, hier sehn ich mich, wieder einmal, nach so langem Entbehren, der Freude zu geniessen, Ihnen meine Ideen und Empfindungen, offen und vertraut, wie sonst, mitzutheilen. Ich fürchte nicht, dass mein langes Stillschweigen Sie diesen Brief mit weniger Theilnahme empfangen lasse, als Sie mir sonst so oft und gütig bewiesen. Mein Herz hängt zu sehr an der Gewissheit Ihrer Freundschaft und Liebe, als dass es sich durch irgend einen Zweifel diese schöne, beglükkende Ueberzeugung entreissen liesse. Ich kenne nur äusserst wenige Dinge, die mich so heftig erschüttern würden, als das Bewusstsein, einem Manne, wie ich Sie kenne, ferner zu werden, nachdem ich ihm einmal nah gewesen. So hoch das Gefühl, Sie näher zu kennen, den Gang Ihrer Ideen und Empfindungen inniger und zusammenhängender, als andre, zu durchschauen, Sie Sich mit mir auf eine so gütige, freundschaftsvolle Art beschäftigen zu sehn, so sehr — sag' ich — diess Gefühl meine Seele gehoben hat; eben so tief, und tiefer würde jener Anblik sie niederdrükken.— Aber lassen Sie mich nicht mehr davon reden. Waren Sie mit mir über mein langes Stillschweigen unzufrieden; so wird Ihre edle Güte mir verzeihen, konnten Sie sogar an den Gefühlen zweifeln, welche meine ganze Seele für Sie füllen; so sehe ich zwar, dass es mir noch nicht glükte, Ihnen diese Gefühle in ihrer ganzen Wahrheit und Energie auszudrükken, aber so weiss ich auch, dass die Folge mich rechtfertigen wird. Denn warlich, theuerster Jacobi, ich kenne niemand, von dem die tiefste Verehrung, der weite Abstand, den ich zwischen ihm und mir, und nicht bloss mir, auf dieser Stufe der Bildung, sondern mir, in meinen eigensten Kräften, wie ausgebildet ich sie mir denken mochte, fand, so sehr entfernt; und an den mich das Gefühl einer so sanften, alles, was ihn umgiebt, mit sich vereinigenden, und dadurch beglükkenden Güte, mit der

herzlichsten Liebe wieder so eng und fest gebunden hätte, als an Sie!

Wie ich durch Forster und meinen Bruder erfuhr; so hat die Politik jezt bei Ihnen die Philosophie verdrängt, und sehr natürlich musste sie diess, da Sie Ereignissen so nah leben, die für die ganze Menschheit so wichtig sind. Bei mir hat die Philosophie auch lange Zeit geruht, nur leider aus andren, weniger befriedigenden Gründen. Erst vor einigen Tagen fiel mir die Recension Ihres Spinoza in der Litteraturzeitung in die Hände. Ich nahm sie mit hierher, und sie ist mir doch zu merkwürdig, um Ihnen nicht ein Paar Worte darüber zu sagen.

Der Eingang liess mich viel erwarten, wenigstens tiefes Studium dessen, was gerade Ihrem System eigenthümlich ist. Denn es ist darin so stark ausgedrükt, was, dünkt mich, niemand, der nur irgend mit Ihren Ideen vertraut ist, verkennen kann, dass Ihre ganze Philosophie so innig aus Ihrer ganzen Art zu sein und zu denken hervorgeht. Freilich vermisst' ich manches in der Schilderung, welche von Ihrem Geiste gegeben wird; und noch sonderbarer fand ich es freilich, dass die Seltenheit dieser Art des Genies ein Vortheil für die Philosophie genannt ist. Zwar bezieht sich diess auf die allgemein verbreitete Idee, dass Philosophie nur durch die Vernunft demonstrirbar ist, oder dass es sonst schlechterdings keine giebt. Allein, wie sehr Sie auch wissen, dass auch ich, aus eigner Erfahrung, keine andre Erkenntniss der Wahrheit kenne, und mich also gern in die bescheidnen Schranken zurükziehe, die Kant festsezt; so sehe ich doch die Unmöglichkeit einer andren, unmittelbaren, nicht aus dem Entwikklen der Vernunft, sondern aus dem Bewusstsein der Anschauung entspringenden Erkenntniss nicht ein, und so scheinen mir gerade Genies, die allein fähig wären, die Möglichkeit, oder die Wirklichkeit einer solchen Erkenntniss darzuthun, der wichtigste Vortheil für die Philosophie. Wenigstens kenne ich schlechterdings keinen höheren Genuss, als dem ganz eigenthümlichen Ideengange eines kraftvollen, wahrheitforschenden Geistes nachzuspüren, und nichts gab mir diesen Genuss in so hohem Maasse, als das Studium Ihrer

Philosophie, lieber Jacobi, in Ihren Büchern und in Ihrem Umgange. Wohl fühle ich, dass die Allgemeingültigkeit philosophischer Säze bei jener Art der Erkenntniss verlieren würde; aber sehr zweifelhaft ist es mir auch, ob diese Allgemeingültigkeit überhaupt ein richtiges und nothwendiges Unterscheidungsmerkmal der Wahrheit ist, obgleich etwas Gewisses sich hierüber nicht eher bestimmen lässt, als nicht jene Art der Erkenntniss in ein helleres Licht gesezt ist.

Je mehr ich aber von dem Eingange erwartete, desto mehr wunderte ich mich, als ich fortlas. Denn ich gestehe es Ihnen, dass mir der Recensent Sie schlechterdings misverstanden, das Eigenthümliche Ihres Systems gar nicht gefasst zu haben scheint. Es kam mir sogar vor, als hätte er sich gescheut, in die Metaphysik hineinzugehn, und darum gern länger bei Hemsterhuis freilich vortreflichem, historischem Aufsaz verweilt. Die Parallele zwischen Ihnen und Kant, welche durch die ganze Recension fortläuft, scheint mir durchaus unrichtig. Meiner Empfindung nach ist zwischen Ihnen und Kant auch nicht der kleinste Berührungspunkt; überall gehen sie schlechterdings von einander ab. Denn das ist doch wohl nicht Uebereinstimmung zu nennen, dass Sie beide, wie der R. sagt, „Freiheit, Moralität, Unsterblichkeit und Gottheit, als richtig, einräumen" und „dabei beide auf Demonstration Verzicht thun" da Sie in Ihren Gründen, und, was noch mehr ist, in der ganzen Art des Erkennens völlig von einander abweichen. Bei Ihnen ist alles Erkennen unmittelbar, Offenbarung des Objekts, Perception des Subjekts; bei Kant Annehmen aus einer Art der Nothwendigkeit. So nimmt er Dinge ausser uns überhaupt an, weil in unsern Vorstellungen, wenn wir sie entwikklen, doch etwas Materiales liegt, was sich auf etwas Wirkliches ausser uns beziehn muss; einen Gott und eine Unsterblichkeit, weil sonst unbefriedigte Bedürfnisse übrig bleiben, nicht zu erklärende Ungerechtigkeiten da sein würden; Willensfreiheit, weil sonst das von ihm festgesezte Prinzip der Moralität nicht bestehn könnte. Diesen Unterschied scheint der R. selbst nicht zu verkennen, da er (S. 403.) den Ausdruk: „beide betrachten sie als Fakta" gleich durch die darauf folgenden Worte: „oder

doch zum Theil, als Voraussezungen, die sich auf unmittelbare Thatsachen beziehn“ einschränkt. Allein diess „oder“ versteh ich nicht. Denn das ist doch warlich nicht einerlei, dass Sie etwas, als Thatsache, unmittelbar percipiren, was Kant, weil es sich auf eine unmittelbare Thatsache bezieht, voraussezt, oder schliesst. Daher begreife ich auch nicht, wie der Rec. nach der gegebenen richtigen Definition von Offenbarung sagen kann, dass in Ihrer Sprache Kants moralisches Gesez ein geoffenbartes, und die Anerkennung desselben Glaube heissen müsse. Denn, wenn ich Kant nicht ganz misverstehe; so ist auch das moralische Gesez bei ihm Voraussezung oder Schluss, wie man es nennen will, aber keineswegs unmittelbar erkannte Thatsache. Es möchte also dennoch wohl noch der Mühe werth sein, über diese Worte zu streiten; zwar nicht über die Worte, doch aber über die Ideen, die mir ganz anders zu sein scheinen, als der Rec. sie bestimmt. Auf eine völlig ähnliche Art drükt sich Rec. über Ihre Idee der Freiheit aus. „Ein sinnlich unbedingtes Gut“, lässt er Sie sagen, „sezt ein eben solches Gesez und ein Vermögen voraus, darnach zu handlen, d. i. Freiheit“. Auch hier, glaub ich, ist Ihr Sinn verfehlt, und doch ist Ihr Ausdruk (Vorr. S. XXXVI. XXXVII. §. 29.) so deutlich: „die Wirklichkeit (der Selbstthätigkeit) welche sich unmittelbar im Bewusstsein darstellt, und durch die That beweist.“

Allein nicht genug, dass Sie die eben genannten Resultate auf verschiedene Art annehmen, Sie verwerfen auch beide aus ganz verschiedenen Gründen die Demonstration, insofern sie nemlich zur Erkenntniss der Wahrheit ausser uns führen soll. In dem Briefe, den ich Ihnen vorigen Sommer über Ihren Spinoza schrieb, verwechselte ich diess, wie Sie Sich vielleicht erinnern, selbst noch. Sie hatten die Stelle angestrichen, aber was Sie mir in Hannover dagegen einwendeten, war mir damals noch nicht ganz deutlich. Jezt glaube ich tiefer in den Sinn Ihrer Ideen eingedrungen zu sein. Sie finden die Demonstration zur Erkenntniss der Wahrheit unzulänglich, weil alle Demonstration Vermittlung, alle Erkenntniss der Wahrheit,

Erkenntniss des Daseins, und alles Dasein unvermittelt und Thatsache ist; Sie gehn also von dem Objekte aus, diess drängt sich Ihnen auf, und zwingt Sie zu philosophiren. Ganz anders ist es bei Kant; bei ihm entsprang das Mistrauen gegen die Demonstration zuerst aus der Analyse des Subjekts; von da gieng er aus, und von da aus fand er die Unmöglichkeit, Begriffe von den Dingen an sich zu haben. Es liegt hierin gerade eben der Unterschied, dünkt mich, der Sie überhaupt beide von einander unterscheidet; und nur darum scheint es mir nicht unwichtig, Sie beide mit einander zu vergleichen, weil der ganze Charakter Ihrer beiderseitigen Philosophie so durchaus verschieden ist, dass ich in der That nicht begreife, wie man mit Ihren Systemen nur irgend vertraut sein, und dann beide verwechslen kann. Kant schneidet mit bewundernswürdigem Scharfsinn alle unmittelbare Gemeinschaft zwischen uns und den Dingen ausser uns ab, und entschädigt uns durch die feine Zergliederung unsres eignen Vorstellungsvermögens für den Verlust fremden Besizes; was er als wahr annimmt, oder als unwahr verwirft, ist eigentlich Resultat seiner philosophischen Operationen. Bei Ihnen, ich wiederhol' es, geht die Erkenntniss, oder vielmehr das Anschauen der Wahrheit aller Philosophie, oder vielmehr allem Philosophiren voraus, der Gegenstand zeigt sich Ihrem immer regen, glüklichen Wahrheitsblik und das Raisonnement kommt ihm nur, aber mit gleich feinem Scharfsinn, gleichsam zu Hülfe, um bald den Gegenstand näher zu rükken, bald von einer andren Seite zu zeigen, bald endlich die Hindernisse hinwegzuräumen, die die Ansicht rauben, oder erschweren.

Verzeihen Sie, theurer Jacobi, diese weitläuftige metaphysische Auseinandersezung und die mancherlei Unrichtigkeiten, die Sie um so mehr darin finden werden, da ich alles aus dem Gedächtniss hernehmen musste, und nichts, als Ihren Spinoza zur Hand hatte. Aber ich wünschte so gern, mit Ihren Ideen völlig vertraut zu werden, und vielleicht erhalte ich ja noch einmal die Antwort, auf die Sie mich schon so lang vertrösteten.

Von Göthe muss ich Ihnen noch ein Wort sagen. Ich sah ihn zwar sehr wenig, so oft ich ihn auch besuchte, nur Einmal bei ihm, und das in grosser Gesellschaft; aber Sie müssen ihm das nicht übel nehmen, lieber Freund, so wenig als ich es that. Er hat sich hernach beklagt, dass er gerade in einer sehr unglüklichen Stimmung damals gewesen wäre, und sehr viel Freude hat es mir schon gemacht, ihn nur zu sehn, und vorzüglich das herrliche Auge, in dem so unendlich viel seines bewundernswürdigen Geistes sich ausdrükt. Es ist mir doch immer, als wär er unser einziger Dichter. Sein Tasso, und einige Stellen in Faust haben mich aufs neue darin bestärkt.

Die merkwürdigen Männer hier, soviel oder wenig es nun nach eines jeden Berechnung hier geben mag, seh ich oft, aber in eigentlich genauer Verbindung bin ich fast mit keinem. Der Grund davon ist vorzüglich Mangel an Zeit gewesen, da meine Geschäfte, weil ich jezt nicht bloss beim Justiz-Departement, sondern auch, als Legationsrath, beim auswärtigen arbeite, sich noch vermehrt haben. Ihren Freund Stolberg sah ich erst bloss am Hofe; allein gewiss such ich, sobald ich mehr Musse habe, seine nähere Bekanntschaft, und wollen Sie ihm einmal gelegentlich ein Wort von mir schreiben; so wird es mir herzlich lieb sein.

Wann erfahre ich nun ein Wort von Ihnen, lieber theurer Jacobi, und den Ihrigen, die ich Sie herzlich zu grüssen bitte? Zu fodern, dass Sie mir bald antworten möchten, hab' ich freilich kein Recht; aber zu bitten hat man ja immer ein Recht, wenn man so sehnlich wünscht, als ich diess wünsche, und darum bitt' ich Sie recht herzlich, lassen Sie mich nicht lang auf Nachricht von Ihnen warten. Und nun leben Sie recht wohl und froh, und erinnern Sie Sich manchmal Ihres Freundes, der Ihrer so oft mit so herzlicher Liebe und so warmer Verehrung denkt!

Ganz

Ihr

Humboldt.

10.

Endlich, theuerster Freund ist die Zeit gekommen, da mir die Freude vergönnt wird, einen Briefwechsel wieder anzuknüpfen, den beinah Jahre unterbrachen. Ich lebe wieder in einer Lage, in der ich beinah meine ganze Zeit der Unterhaltung mit abwesenden Freunden widmen kann, da in den lezten 2 Jahren es mir kaum möglich war von Reisen, Zerstreuungen und Geschäften einzelne halbe Stunden abzumüssigen, und ich also lieber schwieg, als ein Paar flüchtige Zeilen hinschrieb. Diesen Ursachen allein, und warlich keinen andren müssen Sie es zuschreiben, dass ich Ihnen von der so gänzlichen Veränderung meines Schiksals und aller meiner Plane — die Sie wahrscheinlich schon von andren hörten — so gar nichts sagte. Alle meine wärmsten, innigsten Gefühle für Sie, theurer Mann, die herzliche Verehrung, die Freundschaft und Liebe, die mich an Sie seit den ersten Tagen unsrer Bekañtschaft fesselten, leben noch gleich rein und stark in mir, und der Gedanke, Ihnen jezt näher angehören, Ihres Geistes und Herzens mehr geniessen zu können, erhöht noch das Glük meiner schon in der That einzigen Lage!

Ihr lezter Brief enthielt so eine hübsche Stelle über das Geschäftsleben, Sie wünschten mir damals, mich davon los machen zu können. Ihr Wunsch, mein Bester, ist jezt erfüllt, ich bin entfernt von allem, was nur irgend Geschäft heisst, und lebe völlig unabhängig und frei. Meine Anstellung bei der Justiz war es allein, die mir Arbeit machte. Ich habe daher auch nur sie aufgegeben, und bin bei dem Département der auswärtigen Angelegenheiten geblieben, um mir nicht allen Rükweg zu einer andren Laufbahn zu verschliessen. Freilich möchte aber diese Thür wohl zu denen gehören, die nie gebraucht werden.

Dass ich versprochen war, schrieb Ihnen, glaub ich, schon Alexander einmal. Jezt bin ich verheirathet und lebe mit meiner Frau und meinem Schwiegervater auf dem Lande. Von meiner Frau wäre ich Ihnen, und Ihren verehrungswürdigen Schwestern, wenn sie sich meiner noch erinnern,

wohl eine Beschreibung schuldig. Allein mit dem Beschreiben der Personen, die einem so nah sind, ists nun so eine Sache, das vollständige treue Bild stellt man nie dar, schon vielleicht darum nie, weil man das Original zu genau kennt, alles darstellen will, was man davon fühlt, und die Gränzen überschreitet, die alles Ausdrükken und Darstellen nothwendig hat. Ich sage Ihnen also nur dass meine Frau und ich uns innig lieben, unsre Neigungen, sogar zum Theil unsre Beschäftigungen sehr mit einander übereinstimmen, und dass wir unendlich glüklich und froh mit einander leben. Mein Schwiegervater, der ehemalige Kammer Präsident in Minden von Dacheröden, ist ein braver aufgeklärter und kenntnissvoller Mann, der auch allerlei juristisches geschrieben hat. Er lebt jezt mit uns auf einem seiner Güter, wird uns aber den Herbst verlassen, weil er gewohnt ist, den Winter in Erfurth zuzubringen. Wir werden, einen kurzen Aufenthalt in Erfurth abgerechnet, hier bleiben. Das Landgut, auf dem ich lebe, liegt in einer schönen Gegend, und in der Nähe von Halle. So bin ich auch nicht von aller Litteratur abgeschnitten, und entbehre also bei meinem ländlichen Aufenthalt eben nicht viele Vortheile der Stadt.

Seit zwei Monaten erst lebe ich hier; seit dieser Zeit aber habe ich auch alle meine ehemaligen Studien zurükgerufen. Vorzüglich beschäftigt mich jezt wieder die Metaphysik. Ich habe mir vorgenommen eine neue ernstliche Revision meiner eignen Ueberzeugungen vorzunehmen, und studire das Kantische System von vorn an von neuem durch. Von diesem denke ich dann zu den älteren überzugehn, die ich doch im Grunde, da mich immer soviel Dinge diesem Studium entrissen, auch nur sehr oberflächlich kenne.

Aeusserst neugierig bin ich von Ihnen, theurer Freund, zu hören, wohin Sie in den leztverwichenen Jahren Ihre philosophischen Untersuchungen richteten. Ganz abgezogen hat Sie doch die Politik nicht, auf die Sie, wie mir Dohm sagte, seit Frankreichs grosser Revolution, vorzüglich Ihre Aufmerksamkeit wandten. Sie müssen Ihr Versprechen erfüllen, das Gebäude Ihrer Philosophie vor den Augen des Publikums von neuem aufzuführen. Es ist zu gross und schön, und zu originell, um nicht ganz und von allen, die

Philosophie interessirt gekannt zu sein. Auch sehe ich mit inniger Sehnsucht wieder einmal einem neuen Produkt von Ihnen entgegen. Ewig werde ich mich an die Zeit erinnern, da Sie mich in Göttingen manchmal mit einem Aufsaz überraschten!

Wenn ich, verehrungswürdiger Mann! noch in Ihrem Andenken lebe, wenn die Liebe, die Sie mir ehemals bewiesen, der ich so glükliche Stunden danke, nicht ganz in Ihnen erloschen ist; so lassen Sie es mich bald von Ihnen selbst hören. Empfehlen Sie mich dem fortdauernden Andenken Ihrer vortreflichen Schwestern, und glauben Sie gewiss, dass meine innigste Verehrung und herzlichste Liebe für Sie nie verlöschen wird!

Ganz

Burgörner, der Ihrige,
22. Aug. 1791. Humboldt.

Meine Adresse ist: Burgörner p. Halberstadt und Sandersleben.

11.

Tegel, den 28. Jul. 1795.

Schiller hat mir, liebster Jacobi, Ihren Brief geschickt, mir aber, da er eben krank war, nur zwei Worte durch seine Frau dazu schreiben lassen. Ich weiss also eigentlich von Ihrem Aufsatz noch nicht das mindeste mehr, als Ihr Brief enthält, und bin doppelt begierig ihn gedruckt zu lesen. Da Schiller ihn mir nicht mitgeschickt hat, so schliesse ich daraus, dass er ihn will unmittelbar abdrucken lassen, und das ist um so besser. Die Durchsicht der Handschrift, die Sie so gütig sind, mir aufzutragen, kann ich nun zwar nicht besorgen, aber gewiss lässt es Schiller nicht an Sorgfalt fehlen. Ich bin ausserordentlich gespannt, Ihre Arbeit zu sehen. Soviel ich schliessen kann, sind es Briefe philosophischen Inhalts. Sobald ich sie gesehn, schreibe ich Ihnen ausführlich. Heute that ich es eigentlich nur weil

ich besorgte, Schiller möchte, bei seiner jetzt, wie es scheint, wieder grössern Kränklichkeit, verhindert worden seyn, Ihnen den Eingang Ihres Packets zu melden.

Ich werde noch etwa 6 Wochen hier bei Berlin auf dem Landgut meiner Mutter bleiben, wo ich recht froh, aber freilich mehr, als ich wünschte, in Zerstreuung und Arbeitlosigkeit lebe. Meine Frau und Kinder sind wohl, und die erstere trägt mir viel freundschaftliche Empfehlungen an Sie und die Ihrigen auf.

In Eutin versichern Sie doch den braven Voss meiner hochachtungsvollsten Zuneigung. Ewig

Ihr

Humboldt.

Lasen Sie wohl die Prolegomena zu Wolfs neuem Homer u. was sagen Sie dazu?

12.

Berlin, 6. Junius, 1796.

So vieles und grosses Vergnügen ich auch gewohnt bin, theurer Freund, durch Ihre Briefe immer zu bekommen, so kann ich Ihnen doch nicht lebhaft genug schildern, mit wie köstlichen und süssen Gefühlen mich Ihr letzter vom 11. Apr. d. J. überrascht hat. Ich hatte solange vergebens auf ausführliche Nachricht von Ihnen gehoft, und nun erhalte ich ganz unerwartet einen so langen, schönen und herzlichen Brief, ganz in dem Tone der innigen Vertraulichkeit und Freundschaft, dem ich schon so viele herrliche Stunden meines Lebens verdanke, und obenein mit der fast gewissen Hofnung Sie selbst und die Ihrigen nach einem so langen Zwischenraum einmal wiederzusehen. Leider nur musste mir diese Freude durch die Umstände, die mich gerade bei dem Empfange Ihres Briefs umgaben, wieder gestört werden. Denn nie hätte er mich in einer ungewisseren, verwirrteren, u. zum Theil traurigeren Lage finden können,

als gerade jetzt. Dieser Verwirrung schreiben Sie es zu, bester Freund, wenn ich Ihnen heute nur kurz und nur auf den nothwendigsten Theil Ihres schönen Briefs antworten kann.

Zuerst muss ich meine verspätete Antwort entschuldigen, die gewiss aus keinerlei Art der Nachlässigkeit entstanden ist. Stellen Sie Sich nur vor, dass mich Ihr Brief vom 11ten Apr. erst den 15 May getroffen hat. Ausserdem, dass er nothwendig auf der Post verzögert worden seyn muss, fand er mich nicht in Berlin, sondern ich empfieng ihn erst nach meiner Zurückkunft von einem Landbesuche, den ich in der Gegend von Frankfurth an der Oder bei einem Freunde auf einige Wochen gemacht hatte, mehr als 14 Tage später, als er hier eingegangen war. Wenige Tage darauf, als ich eben im Begriff war, ihn zu beantworten, erfuhr ich, dass Frau von Berg mir etwas von Ihnen zu sagen hätte, und mich deshalb zu sprechen wünschte. Um Ihnen nun auf einmal entscheidende Antwort geben zu können, wollte ich erst diese, wie ich glaubte neuere Nachricht von Ihnen hören, u. gieng augenblicklich zu Frau von Berg. Aber unglücklicherweise war auch sie auf ein Gut verreist, das sie eben gekauft hat, und so verstrichen bis zu ihrer Zurückkunft wiederum 8 Tage, so dass ich mich erst jetzt im Stande sehe, Ihnen über meinen Aufenthalt in diesem Sommer vollständige Rechenschaft zu geben.

Sie können denken, theurer Jacobi, wie innig u. herzlich ich mich sehne, Sie wieder einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und mit Ihnen über so viele Dinge ausführlich zu reden, über die das Schreiben eine so weitläuftige u. schwierige Sache ist. Gewiss thue ich daher alles, was nur irgend in meinen Kräften steht, um Sie irgendwo anzutreffen, nur freilich bindet mich meine Lage diessmal mehr, als sonst gewöhnlich. Was Sie mir in Ihrem Briefe sagen, und die Nachricht, die ich durch Frau von Berg erhalte, stehn in einem sonderbaren Widerspruch mit einander, den ich noch nicht ganz zu lösen im Stande bin. Sie fodern mich auf, Ihnen zu sagen, wo wir einander im Laufe des August u. bis zur Hälfte Septembers treffen können. Frau von Berg hingegen benachrichtigt mich, dass Sie vor

Ihrer Pyrmonter Reise Berlin besuchen wollen, also im Laufe des jetzigen Monats u. bis zur Mitte des künftigen. Glücklicherweise macht diess in Rücksicht auf mich keinen Unterschied, da meine Lage in beiden Theilen des Sommers ziemlich dieselbe seyn wird. Damit Sie Ihre Plane desto freier und bequemer ausführen können, will ich Ihnen die meinigen ausführlich vorlegen.

Zuerst die Hauptsache, dass wir nicht nach Carlsbad gehen. Die Kränklichkeit meiner Frau, die sich Ihnen auf das wärmste und herzlichste empfiehlt und sich überaus sehnt, den langen Wunsch Ihrer persönlichen Bekanntschaft endlich erfüllt zu sehen, hat, ohne sich leider ganz zu bessern, eine andere Wendung genommen, für die das Carlsbad nicht mehr zuträglich scheint. Unter diesen Umständen war es daher unser Vorsatz zu meinem Schwiegervater aufs Land nach Burg Oerner im Mansfeldischen zu gehen, um dort den grössten Theil des Sommers zuzubringen. Diesen Vorsatz hätten wir auch unfehlbar schon ausgeführt, wenn nicht unser kleiner Junge ein kaltes Fieber bekommen, und uns dadurch Stillstand geboten hätte. Diess ist indess nun vorübergegangen und wir haben unsre Abreise von hier auf den 1. Jul. festgesetzt. Allein diese Abreise wird durch einen andern Umstand wieder sehr ungewiss, der uns schon seit länger als einem Jahre bekümmert u. Schuld an der gestörten Lage gewesen ist, in der wir uns seit ebensolange etwa befinden. Meine arme Mutter ist seit einem Jahre an einem unheilbaren, u. höchst schmerzhaften Uebel krank, und gerade jetzt ist ein schleichendes Fieber dazu gekommen, das ihrem Leben ein baldiges Ende droht. Lässt diess nicht nach, so müssen wir nothwendig unsren Aufenthalt hier verlängern. Können wir hingegen den 1. Jul. hier wirklich abreisen, so bleiben wir auch höchst wahrscheinlich bis zum 1. 7br. in Burg Oerner, es müsste sich denn der unglückliche Fall ereignen, dass meine arme Mutter früher stürbe. Denn alsdann müssten wir nothwendig auf 6—8 Wochen hieher zurückkommen. Trägt sich also sonst nichts Unvermuthetes zu, so sind wir auf jeden Fall bis zum 1. 7br. entweder hier oder in Burg Oerner. Wäre das Erstere, so würden wir Sie mit offenen Armen u. der

herzlichsten Sehnsucht hier empfangen. Wäre das letztere, so könnten wir ganz und gar nach Ihrem eignen Wunsche, entweder beide, oder wenn meine Frau gerade nicht wohl wäre, doch ich allein auf 8—12 Tage, nach Halle, Leipzig oder Jena kommen. Wüsste ich, dass Sie gerade um den 1. Jul. hier eintreffen wollten, so könnte ich meine Abreise auch bis zum 15. Jul. aber freilich nicht länger füglich verschieben, und ebenso meine Abreise von Burg Oerner bis zum 15. 7br. Wohin ich von Burg Oerner aus gehe? weiss ich in der That noch nicht. Die glückliche Unabhängigkeit, in der ich mich befinde, hat die Unbequemlichkeit, dass man bei so grosser Bestimmbarkeit sich schwer wirklich bestimt. Da es mir nicht wahrscheinlich ist, dass Sie weder nach Pempelfort noch jetzt wegen den Franzosen nach Rom werden gehen können, so bitte ich Sie recht herzlich u. dringend mir sobald Sie irgend entschieden sind zu sagen: 1., wo Sie Ihren Winter zubringen werden? u. ob Sie wohl zu Dresden oder Wien Lust hätten? 2., ob Reventlows, die ich schon so lange kennen zu lernen wünschte, trotz den Franzosen in Rom bleiben, oder wohin sie gehn? Dass auch wir nach Italien gehen ist ausgemacht, indess geschieht es schwerlich vor dem Herbst künftigen Jahres.

Ich lebe hier sehr einsam, indem ich fast mit niemand umgehe, aber doch ziemlich gestört durch die Krankheit meiner Mutter, die auf einem Landgut 1 Meile von hier wohnt, u. die ich sehr häufig, oft täglich besuche.

An Ihrem neuen Woldemar habe ich mich ebensosehr, als an den Ergiessungen gefreut, und Sie hören nächstens mein ausführliches Urtheil. In meiner jetzigen zerrissnen und von einem so traurigen Gegenstand so erfüllten Stimmung bin ich in der That zu keiner andren Communication über literarische Dinge fähig, als die das Feuer einer Unterredung mir abzwingt. Darum, lieber theurer Freund, kommen Sie ja, ich bitte Sie recht herzlich darum.

Ich habe Ihnen nicht sagen mögen, wie die Schilderung Ihrer Kränklichkeiten und Verdriesslichkeiten auf mich gewirkt hat. Warum soll ich Ihnen so traurige Erinnerungen wieder lebhafter ins Gedächtniss zurückrufen? Leben Sie

innigst wohl, und bestellen Sie tausend freundschaftliche Grüsse an die Ihrigen von uns beiden! Ewig mit ganzer Seele

Ihr

Humboldt.

Alexander hat auch seinen Woldemar bekommen, u. wir haben beide als er im Winter hier war, viel von Ihnen gesprochen. Er ist jetzt in Baireuth, wo er auch fürs erste bleibt. Wenn er Düsseldorf vorübergereist ist, kann es nur in einem Drange eilender Geschäfte gewesen seyn.

13.

Berlin, 26. Jul. 96.

„Schreiben Sie mir bald wieder," sagten Sie mir, liebster Freund, am Schlusse Ihres vorletzten Briefes, „und sagen Sie mir, dass Sie nach Hamburg kommen wollen."

Das erstere zu thun wurde ich von Tage zu Tage abgehalten; das letztere, lieber Jacobi, thue ich heute. Ich habe mich mit meiner Frau entschlossen, Sie dort zu besuchen; Ihrem Briefe nach muss ich gewiss schliessen, Sie noch zu finden, da mir indess doch zuviel hieran liegt, so warte ich vor meiner Abreise erst Ihre Antwort ab. Ich bitte Sie daher recht inständigst, mir hieher mit umgehender Post zu melden, ob ich Sie noch in Wandsbeck finde, u. was Sie zu meinem Plane sagen.

Um Ihnen nun diesen in seiner ganzen Beschaffenheit zu sagen, so ist unsre Hauptabsicht, Sie, lieber Jacobi, nach einer so langen Trennung wiederzusehn, unsre zweite Voss Bekanntschaft in Eutin zu machen, u. die dritte Hamburg, die Nordsee, u. was dort von Schiffen seyn mag zu sehen. Um diesen letzten Zweck, der uns, da keiner von uns beiden noch das Meer sah, doch auch sehr am Herzen liegt, zu erreichen, wollten wir von Hamburg aus nach Cuxhaven, und von Lübeck aus nach Travemünde gehen. Die ganze

Zeit, die wir dieser ganzen Reise widmen können, wären aufs höchste etwas über drei Wochen.

Wären Sie also in Wandsbeck oder Hamburg, so gingen wir von hier gerade zu Ihnen, blieben 8 Tage in Hamburg, reisten nach Ritzebüttel u. Cuxhaven, von da nach Hamburg zurück, dann über Ploen, um den schönen See zu sehn, nach Eutin, u. von da, nach einem 3 bis 4 tägigen Aufenthalt über Lübeck u. Schwerin hieher zurück. Nach Ritzebüttel u. nach Eutin, oder wenigstens nach diesem letzten Ort hin, rechnen wir denn gar sehr auf Ihre gütige Begleitung, damit wir uns länger und ruhiger geniessen. Denn unglücklicherweise können wir, der Lage unsrer Mutter wegen nicht länger von hier wegbleiben. Von unsern Kindern nehmen wir nur das ältere mit, u. lassen den kleinen Knaben hier. Sind Sie in Wandsbeck, so reisen wir durch Hamburg durch u. zu Ihnen, um uns gleich über die ferneren Plane zu besprechen.

Sagen Sie mir jetzt Ihre Meynung, liebster Freund, und auch zugleich, ob Voss gewiss in Eutin ist? ob auch schon Schlosser? und wo jetzt Spalding sich aufhält?

Ich gebe diesen Brief an HE. Vieweg, der ihn an Herrn Bohn schicken will. Erführe ich durch die Rückantwort des Herrn Bohn, dass Sie in Eutin wären, so ginge ich zuerst nach Eutin und von da nach Hamburg, u. wartete Ihre Antwort nicht erst ab. Wären Sie in Tremmsbüttel, so rechnete ich auf Ihre Freundschaft, dass Sie gleich nach Hamburg zurückkommen würden, u. reiste gerade, und ohne ihre Antwort abzuwarten, nach Hamburg. Denn wenn ich die Reise noch soll zu machen im Stande seyn, so darf ich sie nicht über 10 bis 12 Tage verschieben. Darum lasse ich HE. Bohn durch HE. Vieweg bitten, mir im Fall Ihrer Abwesenheit Ihren Aufenthalt zu schreiben, Ihnen aber den Brief schleunigst nachzuschicken.

Ich kann Sie jetzt um nichts, als schleunige Antwort bitten, die ich mit Ungeduld erwarte. Dass ich meinen Entschluss zurücknehmen müsste, ist zwar, bei der Ungewissheit der Gesundheit meiner Mutter möglich, aber gar nicht wahrscheinlich.

Für HE. Morris Bekanntschaft danke ich Ihnen herzlich.

Von ganzem Herzen

Ihr

Humboldt.

Sie können sicher rechnen, dass ich höchstens zwei Tage nach Empfang Ihrer Antwort, von hier abreise.

14.

Berlin, 20. 7br. 96.

Wir kamen am Freitag so spät in Tegel bei meiner Mutter an, dass ich genöthigt war, den folgenden Tag dort zu bleiben. Diess hinderte mich, liebster Freund, Ihnen schon mit verwichnem Posttag zu schreiben. Wir sind zwar alle recht glücklich u. wohlbehalten hier angekommen, aber die Reise war im höchsten Verstande unangenehm. Erst Abends 11. Uhr kamen wir den ersten Tag in Lübthen an, u. die folgende Nacht mussten wir ganz durchfahren, um nur noch am späten Abend unsre Heimath zu erreichen.

Jetzt sitze ich ganz gemächlich an meinem Schreibtisch, u. würde mich meiner Ruhe u. Beschäftigung recht herzlich freuen, wenn er nicht 30 Meilen von Ihnen, sondern in Wandsbeck in Françoisens Schloss stände. So wird die Freude durch die Erinnerung an das, was wir genossen, u. nun entbehren, gar mächtig gestört. Ja! liebster theurer Jacobi, es waren schöne u. köstliche Tage, die Sie uns bereiteten, ein so hoher u. so edler Genuss in Freundschaft u. wechselseitigem Ideenumtausch. Wie so oft u. viel haben wir seit unsrer Abreise von Ihnen von jenen Tagen gesprochen; wie sollen wir Ihnen danken, für das, was Sie uns gaben!

Ich bin seit meiner Ankunft hier noch bei niemand gewesen. Aber Spalding besuchte mich heute. Er dankte Gott von neuem, dass er ihn zu Ihnen geführt — aber im Ernst er liebt u. achtet Sie unendlich u. wir sprachen

gern mit ihm über Sie, da er unsre Gefühle so herzlich theilte. Er wird Ihnen nächstens schreiben.

Ich habe jetzt die Recension des Vossischen Homer in der Lit. Zeit. gelesen. Sie verdient es, dass auch Sie sie ansehn. Sie ist streng, vielleicht hie u. da muthwillig, aber mir scheint sie im Einzelnen viel Wahres u. viel fein Bemerktes zu enthalten, u. auch die allgemeinen Raisonnements sind scharfsinnig u. bündig, wenn ich sie gleich tiefer u. bestim̄ter noch wünschte. Ich bin sehr neugierig, was Voss dazu sagen wird. Aber wer, der nicht in Eutin ist, wird das sobald erfahren?

Beim Auspacken habe ich leider den Précis der Genlis unter meinen Büchern gefunden. Lenchen liess ihn bei Reimarus in den Wagen stecken, u. da ist er vergessen worden. Ich trage Bedenken, ihn ausdrücklich u. ohne Ihren Auftrag auf der Post zurückzuschicken. Ich könnte ihn Ihrem Max in Jena mitgeben. Bis Sie mir ein andres schreiben, behalte ich ihn also hier. Verzeihen Sie nur das unangenehme Versehen.

Meine Frau grüsst u. umarmt Sie alle, vorzüglich Sie, Lenchen u. Lottchen von ganzer Seele, u. ich thue desgleichen. Unsre Kleine hält, wie Sie wissen, nichts von Komplimenten, aber sie spricht noch viel von Lottchen, u. Lenchen, u. dem schönen Baby.

Recht bald mehr. Für heute ein herzliches Lebewohl!

Ihr

Humboldt.

15.

Berlin, 15. 8br. 1796.

Ihr Brief, lieber theurer Freund, hat mir eine unaussprechliche Freude gemacht. Stinchen hatte meiner Frau wenige Tage vorher die Niederkunft der Poel gemeldet, und in diesem Briefe schrieb sie uns zugleich, dass Ihnen die kalte Witterung so übel bekäme. Ganz so schlimm, sehe ich aus dem Ihrigen, ist es nun glücklicherweise nicht,

aber immer fürchte ich doch, dass das Hamburger Klima, der dicken Mauern Françoisens ungeachtet, Ihrer schwächlichen Gesundheit nachtheilig seyn möchte. Warum muss der fatale Krieg Sie so lange aus Ihrem friedlichen Pempelfort u. von dem Genuss eines milderen Himmels vertreiben?

Ihr Dank für unsern Besuch hat uns innigst gerührt. Welche schönere Freude hätten wir uns bereiten können, als uns die Tage gegeben haben, die wir so froh mit einander durchlebten. Sie glauben nicht, theurer Jacobi, wie unendlich oft wir beide von diesen Abenden, diesen Unterredungen sprechen. Der ganze volle Eindruck, den Ihre Bekanntschaft, Ihre liebevolle Freundschaft früher auf mich gemacht hatte, ist, wie tief u. lebendig er auch war, gleichsam neu in mir geworden; u. meiner Frau ist Ihr Wesen eine der grossen u. süssen Erscheinungen gewesen, welche die Seele u. das Herz für das ganze Leben bereichern. Lassen Sie uns nur im Frühjahr gewiss die Freude des Wiedersehens geniessen.

Für unsre schriftliche Unterhaltung bis dahin ist mir die Länge u. Ausführlichkeit Ihres Briefs ein günstiges Omen gewesen. Ueber die Recension des Vossischen Homers bin ich schlechterdings darin mit Ihnen einig, dass Sie sehr viel Wahres, u. nicht wenig treffende u. feine Bemerkungen enthält. Ueber einzelne Stellen bin ich ein schlechter Richter. Ich habe die Sprache nie ex professo studirt, das Wenige, was ich davon weiss, habe ich nur durch den Gebrauch erlernt, u. wenn ich entscheiden soll, ob diese oder jene Wortfügung richtig u. deutsch ist oder nicht? so sehe ich mich oft vergebens nach Principien um. Construktionen, die gegen eine gesunde Logik verstossen, wird jeder leicht unterscheiden; ebenso solche, die offenbar einer fremden Sprache, vorzüglich einer neueren, zugehören. Wie ist es nun aber mit den feineren Fällen? Hier sind zwei Klippen zu vermeiden: 1. zu streng am blossen Hergebrachten zu kleben. 2. gegen den Genius der Sprache Neuerungen zu wagen. Die Regel darin ist im Allgemeinen leicht zu bestimmen: man muss die Sprache erweitern, aber ihrem Geist u. ihrem Charakter gemäss. Hier ist nun eben die Hauptschwierigkeit die, den Charakter einer Sprache

so genau u. individuell zu bestimmen, dass diese Bestimmung in einzelnen Fällen fruchtbar werden kann. Diess hat mir nie gelingen wollen, u. hierin verlässt auch der Rec. seine Leser gänzlich. Wenn man bedenkt, wie leicht schon ein Mensch seine moralische Eigenthümlichkeit entweder unterdrückt oder übertreibt, wieviel leichter muss diess bei Behandlung einer Sprache geschehen? Nehmen Sie nur den einzigen Fall der Stellung der Beiwörter. Homer setzt fast immer mehrere dem Hauptbegriff nach.

Singe mir, Muse, den Zorn u. s. w.
Den verderblichen u. s. f.

Diese Stellung ist seinem Zeitalter angemessen. Das Objekt wird erst bloss vor das Auge gestellt, nun wird es noch aufmerksamer betrachtet u. die Eigenschaften fallen dem Sänger nach u. nach ein. Diese ganze Stellung ist offenbar dem sinnlichen kindischen Verstand, der natürlichen Phantasie die gemässeste. Unsre Sprache hingegen ist für den raisonnirenden Verstand. Sie giebt uns ganze u. verwickelte Phrasen, setzt oft die Hauptsache zuletzt, will (worin dünkt mich der Charakter aller modernen Sprachen gegen die älteren liegt) nicht, dass die einzelnen Theile der Rede für sich, sondern immer die ganze Rede zusam̄en genommen werden soll. Ist es nun ihrem Charakter zuwider, sie zu homerisiren? oder wenn man diess nicht soll, wie ist Homer übersetzbar? Ohne diese Frage entscheiden zu wollen, ist es, dünkt mich, offenbar, dass Voss die grossen Vorzüge unsrer modernen Sprachen verkennt, u. ihrer Eigenthümlichkeit Gewalt anthut. Aber ihm zu zeigen: hier oder dort bist du zu weit gegangen, wird immer sehr schwer seyn. Auch Ihr Beispiel beweist mir diess abermals. Was der Rec. tadelt scheint Ihnen erträglich, mir manches von diesem gänzlich unrichtig', dagegen andres, das Sie verwerfen, gar leicht zu erdulden. Gewiss liegt also die Sache nur am Totaleindruck. Nur weil so viele, unglaublich viele Wortfügungen gebraucht sind, die nur so eben noch hingehn, oder über deren Gültigkeit wir zweiflen, wird das Ganze schwer u. unverständlich. Ueber den Periodenbau, den älteren u. modernen u. den idea-

lischen, liesse sich sehr viel neues u. feines sagen. Der Homerische ist noch eigentlich keiner, es sind einzelne unverbundne Bilder u. Gedanken. Der ihm entgegengesetzte barbarische ist ein unbehülfliches Hinstolpern zum Schlusswort, eine Masse, die sich nirgends selbst hält, u. hinfiele, wenn man den Schluss dem Leser nur einen Augenblick vorenthielte. Der schöne ist ein gegliederter, gelenkiger organischer Körper, in dem jeder einzelne Theil schon ein kleines Ganzes ist, der aber seine vollendete Schönheit nur dadurch erhält, dass man ihn als eine Einheit betrachtet. Daher ich in diesem die Vossische Sorgfalt die Worte gerade nach der Folge der Begriffsverhältnisse hinzugeben nicht billigen kann. Dafür haben wir ja den Verstand, dass wir ihn zum Verstehen anwenden; und dafür ist mir Sprache ja ein Symbol, dass wir ihr nicht alle conventionelle Form rauben sollen.

Mit zwei Punkten der Recension bin ich höchst unzufrieden, einmal mit dem Ton, der in einigen Stellen sehr muthwillig ist. Ein solcher Sansculottismus ist mir in den Tod zuwider, u. dann mit der allgemeinen Ansicht des Homers, der nun kaum noch als ein Künstler gelten, in dem alle metrische Schönheiten z. B. zufällig seyn sollen.

Ich bin über diese Rec. so weitläuftig geworden, dass ich nicht Zeit haben werde, Ihnen noch viel über Schiller u. den Don Carlos zu sagen, obgleich mich doch dieser Gegenstand noch bei weitem mehr interessirt. Also heute nur Einiges Wenige u. nur vorläufig, wenn Sie bei Ihrem Vorsatz, Schillern zu lesen beharren, u. mit mir manchmal darüber reden wollen.

Ich habe Schillern, nicht gerade seine Werke, obgleich ich auch in diesen doch ziemlich bewandert bin, äusserst genau studirt, und ich mache es mir zum eigentlichen Geschäft, diess Studium zu einer gewissen Vollendung zu bringen. Ich fahre darin um so unermüdeter fort, weil ich überzeugt bin, dass das Studium eines so seltnen, u. in seiner Art so einzigen Genies einen erweiterten Begriff des menschlichen Geists überhaupt giebt. Ich habe nie einen gesehen, dessen Geist mir so merkwürdig gewesen wäre, u. so aufrichtig ich z. B. Göthen u. Kant verehre,

so ist mir keiner von beiden für die Kenntniss der menschlichen Intellektualität so wunderbar u. wichtig. Sie fühlen schon, dass ich hiermit nicht eine Vergleichung absoluter Grösse machen, dass ich vielmehr einzig Schillern eine eigne Klasse anweisen will, die er auch, meines Erachtens, schlechterdings bildet. Kant ist ein entschiednes philosophisches, Göthe ein entschiednes Dichtergenie, beide vielleicht u. wie ich ernsthaft glaube, in höherem Grade, als bisher je eins aufstand, aber ihre Gattung ist bekannt u. zu allen Zeiten da gewesen. Mit Schiller ist es ein durchaus anderer Fall. Er trägt durchaus u. in allem, was er treibt, das Gepräge des ächten Genies, von dem es nicht möglich ist sich zu irren, aber sowohl gegen seinen dichterischen, als gegen seinen philosophischen Beruf kann ich starke Ausnahmen machen. Diess allein nun würde gar nicht viel beweisen. Es giebt genug halbe u. auch hie u. da wirkliche Genies, die aus Mangel an bestimmter Ausbildung, oder an entschiedenem Triebe zwischen zwei Fächern herumschwanken, u. darum in beiden unglücklich u. für sich nur um so unvollkommner sind. Diess aber ist gewiss am wenigsten nach Ihrem Urtheil mit Schiller der Fall. In ihm strebt der Geist eigentlich das philosophische u. poetische Genie in einander zu verschmelzen, u. dadurch ist er Schöpfer einer Poesie, von der noch bis jetzt kein Beispiel vorhanden war, u. die man sehr unrichtig mit der bisherigen sogenannten philosophischen verwechslen würde, so wie er eben dadurch auch in der Philosophie eine Originalität erlangt hat, die sich auf weit mehr, als auf den blossen Vortrag erstreckt. Beide sind freilich bis jetzt noch nicht eigentlich einer Beurtheilung fähig, weil Schiller noch in keiner durchaus gelungen ist, u. sich selbst Gnüge gethan hat; allein selbst, wenn diese Gattungen vielleicht gar nicht überhaupt einer Vollendung fähig wären, was ich doch nicht glaube, so würde der Kopf immer höchst merkwürdig bleiben, der so durch eine Einzige Verstandeshandlung alles Höchste im Menschen, Phantasie u. Vernunft, die Freiheit von jener u. die Nothwendigkeit dieser zu vereinigen strebt.

Da Sie, wie ich aus Ihrem Briefe sehe, mit mir über Schiller noch gar nicht einerlei Meynung sind, so werden

Sie unmöglich meinen Sinn im Vorigen ganz gefasst haben, oder wenn ich deutlich genug gewesen wäre, mir doch nicht beistimmen. Indess war es nothwendig, diess vorauszuschicken, wenn wir uns mit einander über Schiller u. vorzüglich über das Problem: wie Empfindung u. Phantasie sich in ihm zu einander verhalten? verständigen wollen.

Wenn Sie eigentlich über Schiller ins Reine zu kommen wünschen, so gestehe ich zuerst, dass der Don Karlos der unglücklichste Eingang dazu ist. Im Ganzen halte ich diesen bei weitem nicht für sein gelungenstes Werk. Er hat mehr als alle übrigen eine gewisse Kälte, ist durchaus raisonnirend, u. eine Zwittergattung, die Schiller jetzt schwerlich noch einmal wählen würde. Um nun zuerst zu fühlen u. sicher zu seyn, welche Kraft Schiller besitzt muss man an die Räuber u. Fiesko gehen; dann allenfalls zum Karlos, aber besser zu den späteren lyrischen Gedichten u. endlich zu den philosophischen Schriften.

Ich wünschte, Sie hätten Sich ein wenig mehr über den Carlos u. vorzüglich über die Briefe über ihn verbreitet, damit ich mich genauer an Ihre Meynung anschliessen könnte. Dass der Karlos u. Schiller überhaupt ganz u. gar unnaiv sind, u. dass Schiller, was er aufstellt, aus seiner Seele schaft, sind gewiss sehr richtig aufgefasste Züge. Aber einen „Hang die Empfindung aufzublasen oder zu übertreiben“ gestehe ich, finde ich nicht, und Ihr Bild von den Oefen kann ich daher gar nicht adoptiren. — Ueber Nichts dünkt mich, ist es so schwer abzusprechen, als über das Maass der wahren u. überspannten Empfindung, der Natur u. der Unnatur, der Nüchternheit u. der Trunkenheit. Diess Maass wechselt meinen Erfahrungen nach ganz erstaunlich nach individuellen Verschiedenheiten. Wie unwahr erscheint uns die französische tragische Bühne, u. wie wahre Thränen hat sie sicherlich dieser Nation entlockt? Mit der Englischen ist es derselbe Fall, u. die Griechische selbst ist, was indess nur wenige so genau wissen, in einem ganz andren Sinne natürlich, als z. B. unser Götz, als Nathan, als selbst Göthe's Iphigenia. Nicht von Ihnen, glaube ich, aber auf meiner letzten Reise erinnere ich mich sehr wohl das Lied an die Freude unnatürlich oder wenigstens einen

Ausdruck trunkner Lust nicht menschlicher Freude nennen gehört zu haben, u. ich mache kein Hehl daraus, dass in der nüchternsten Periode meines Lebens, die sich mit meinem 21 sten Jahre endigte, ich es selbst beinah für Unsinn hielt. Nachher habe ich ein andres Urtheil gefällt. Es ist mir nun durchaus natürlich u. wahr, trunken freilich, aber wie der lyrische Dichter es seyn muss. Wir Deutschen nennen gern natürlich, was ganz aus der blossen Wirklichkeit genommen ist. Ohne diess Extrem wären wir, meiner Theorie nach, den Griechen sehr nah. Hiermit will ich aber schlechterdings nicht alle Grenzen entfernen, nicht alles, was je in eines Menschen Hirn gekommen ist, natürlich u. ästhetisch (wodurch doch immer auf Allgemeinheit Anspruch gemacht wird) natürlich finden, auch schlechterdings nicht läugnen, dass Schiller in Einzelnen Stellen würklich übertrieben, obgleich nie aufgeblasen, ist. Nur wollte ich Ihnen zu zeigen versuchen, dass ich glaube, dass man vorher die Art des Gefühls, die Schillern, als Dichter, eigenthümlich ist, bei weitem genauer prüfen u. bestimmen muss, ehe man über Natur u. Wahrheit in ihr entscheiden kann.

Ich bin sehr wortreich geworden, liebster Jacobi. Aber dieser Gegenstand gehört zu meinen Lieblingsmaterien, u. die Vergleichung der Individualitäten der grossen Männer, denen das Schicksal mich glücklicherweise zum Zeitgenossen zugesellt hat, u. die ich persönlich kenne, ist mir die liebste u. intressanteste Beschäftigung in den Stunden eines ruhigen Nachdenkens. Es wäre mir lieb, wenn Sie mir bald sagten, was Sie über das, was ich Ihnen hier von meinen Geständnissen mitgetheilt habe, denken. Dass, was wir uns sagen von beiden Seiten nur unter uns bleibt, darauf können Sie sicher rechnen. — Verzeihen Sie die Unordnung dieses Briefs. Mein kleines Mädchen hat die ganze Zeit neben mir gespielt u. mich oft gestört. Meine Frau grüsst Sie u. die Ihrigen, so wie auch ich, von ganzem Herzen. Leben Sie innigst wohl.

Ihr

Humboldt.

Ihren nächsten Brief bitte ich Sie nach Jena, im Hellfeldschen Hause am untern Markt zu addressiren. — Ist Ihr Max schon da? Wir treffen den 30sten dort ein, u. gehn den 23sten von hier ab.

Wollten Sie wohl die Güte haben, die Kleinigkeit zu bezahlen, die wir nach der Inlage schuldig sind. Auch Stinchen haben wir an Sie assignirt. Wir wollen uns mit Ihrem Max berechnen.

16.

(Von Caroline von Humboldt.)

Jena den 21ten November 96.

Lieber Jakobi. Humboldt trägt mir auf Ihnen herzlich für Ihren Brief zu danken den er heut empfangen und auf den er schon lang gewartet hatte. Eine Menge Geschäfte und Briefe die sich grade heute für ihn zusammendrängen hindern ihn Ihnen selbst zu schreiben, und er wollte Ihnen wenigstens über die Xenien einige Aufklärung geben und Sie versichern dass er es eigentl. bestimt von S. weiss dass Sie in keiner einzigen angedeutet sein sollen. Die deren Sie erwähnen „ohne das mindeste nur dem Pedant zu nehmen" gehet auf Hermes. Mit der andern ist eigentl. niemand gemeint und es ist ein blosser Spass, wie denn nicht alle dieser losen Xenien bestimt auf jemand gehen. Über die Rezensionen des Woldemars und des Vossischen Homers soll ich Ihnen sagen dass sie nicht von einem Verf. sind. Humb. wird Ihnen wohl nähere Aufklärung darüber geben können.

Gestern Abend haben wir die Nachricht des Todes meiner Schwiegermutter empfangen. Sie hat noch sehr viel gelitten, die Arme. Wohl ihr dass es überstanden ist. Humboldt weiss noch nicht ob er genötigt sein wird nach Berlin zu reisen und auf alle Fälle sieht er einigen sehr unruhigen und gestöhrten Wochen entgegen.

Seit den lezten Tagen des Oktobers sind wir hier und ich besonders habe eine sehr glükliche frohe Zeit hier ven

lebt, da ich meine Freundinn von der wir auch zusammen gesprochen die Frau v. Wollzogen hier gefunden habe. Leider aber verliehre ich sie nur und ich bringe sie morgen selbst biss Erfurt und besuche dort zugleich meinen Vater.

Wir freuen uns sehr auf Ihren Sohn und ich hoffe er wird mit in unsren kleinen Familien Kreiss leben. Lieber Jakobi, wie soll ich Ihnen sagen wie lebhaft und wie süss uns die Erinnerung an die schönen 14 Tage in Wandsbek geblieben ist. Wir sprechen oft davon und ergözzen uns an der Hofnung die Sie uns gegeben haben Sie im Frühjahr hier zu sehen. Auch Schiller freut sich herzl. der Aussicht. Ihr Wesen, bester Jakobi, Sie mit allen Eigenheiten die ich an Ihnen bemerkt zu haben glaube werden mir ewig eine der liebsten und schönsten Gestalten in der Seele bleiben. Leben Sie innigst wohl. Tausend Grüsse von Humboldt an Sie und Ihre lieben Schwestern. Ich umarme beide und bitte Sie auch mich Ihren Kindern und der Reimaruschen Familie bestens und herzl. zu empfehlen.

Caroline v. Humboldt.

17.

Jena, 23. Jan. 97.

So lange auch mein Stillschweigen gedauert hat, liebster Jacobi, so kann ich mich doch nicht einmal einer Nachlässigkeit darin zeihen. Theils eignes Uebelbefinden, theils die Kränklichkeit meiner Frau, vorzüglich aber die zugleich zerstreuenden, u. verstimmenden Geschäfte, die mir der Tod meiner Mutter, den Ihnen meine Frau meldete, zuzog, und die um so weitläuftiger wurden, weil es mir nicht möglich war, selbst nach Berlin zu gehen, u. nun des Hin- und Herschreibens kein Ende war — alle diese Dinge zusammengenommen, rechtfertigen mich sicher bei Ihnen u. zeigen Ihnen die Unmöglichkeit an einen Brief zu gehen, wie ich ihn Ihnen gern schreibe. Jetzt ist das Meiste von diesen Dingen über die Seite geschaft, u. ich eile jetzt um so mehr meine Schuld bei Ihnen abzutragen, als ich Ihnen zugleich eine Nachricht mittheilen kann, an der mir Ihre innige Freundschaft einen herzlichen Antheil verspricht.

Meine Frau ist am 19. d. M. von einem Sohne glücklich entbunden worden; sie befindet sich für ihre Lage und besonders für ihr fortdauerndes Kränkeln in der Schwangerschaft recht leidlich wohl, u. das Kind ist ungewöhnlich munter u. gross. Unsrer beider Freude können Sie Sich kaum gross genug denken. Ohne es uns selbst recht zu gestehen, waren wir doch beide diessmal fast mehr als sonst über den Ausgang zweifelhaft und besorgt, und nun sind wir nicht bloss von dieser Besorgniss befreit, sondern sehn auch darin unsre Wünsche erfüllt, dass wir einen Jungen besitzen, der uns diessmal viel lieber war, als ein Mädchen. Was diese Gefühle vermehrt ist die Lebendigkeit u. Stärke des Kindes selbst, das, mehr als eins unsrer vorigen, durch seinen Anblick selbst unmittelbar die Zuversicht einflösst, dass es fortleben, wachsen u. sich seines Daseyns erfreuen wird. Meine Frau grüsst Sie und Ihre lieben Schwestern von ganzer Seele, u. freut sich im Voraus des Vergnügens, das diese Nachricht Ihnen allen gewiss verursacht.

Ihr neulicher Brief, liebster Freund, handelt fast durchaus von der berüchtigten Rec. Ihres Woldemar, die ich grade den Tag zuvor, ehe Ihr Brief ankam, gelesen hatte. Sie ist allerdings, wie Sie nun gewiss ausführlich wissen, von Schlegel, aber nicht von Wilhelm August, dem älteren (dem Vrf. mehrerer Gedichte im Bürgerschen u. Schillerschen Almanach, u. der Rec. des Vossischen Homers) sondern von Friedrich, dem jüngeren, u. allerdings ists auch richtig, dass ich diesen Schlegel seit länger als zwei Jahren durch Briefe, u. seit ich hier bin, auch persönlich kenne.

Was ich über die Rec. selbst denke, darüber brauche ich Ihnen nichts zu sagen. Meine eigne, die eigentlich ärger, als Ihr Buch selbst mitgenommen ist, u. Ihnen insofern vielleicht den ganzen Handel zugezogen hat, als sie nach Schlegels Meynung die Nemesis aufgerufen haben mag, ist Ihnen ein hinlänglicher Zeuge dafür. Nur über das Verhältniss des Recensenten selbst zu diesem Produkt, bin ich nicht ganz einerlei Meynung mit Ihnen, oder wenigstens bin ich zweifelhaft darüber. An eigentliche Bosheit kann ich bei ihm, wenigstens gegen Sie, nicht glauben. Persönlichkeit läuft noch weniger mit unter. Unstreitig verhält sich die Sache in ihm so.

Er hat bemerken müssen, dass Ihr Woldemar eine grosse Sensation macht, dass er allgemein gelesen u. allgemein geliebt wird. Er hat ihn u. Ihre übrigen Schriften gewiss mit Anstrengung studirt — aber nach seiner Manier, d. h. nach einer einseitigen u. die leicht schief sieht. Er hat danach zu finden geglaubt, dass Ihr Buch, Ihre Grundsätze, Ihre ganze Tendenz gefährlich sey, um so gefährlicher, je verführerischer. Das ist bei ihm genug, um nicht mehr zu zweiflen; um sich berufen zu glauben, mit allen Kräften dagegen zu arbeiten; u. nun ist der Enthusiasmus, der Kitzel, die Eitelkeit zu gross, als dass er über Mittel u. Waffen noch lange nachdenken sollte. Mit einem Wort es ist eine Don Quixotiade, im genausten u. vollsten Verstande, aber schwerlich mehr. Sie werden schwerlich finden, dass Schl. bei dieser Erklärung genug gewinnt, um mich einer Partheilichkeit für ihn zu beschuldigen. Aber, soviel ich ihn kenne, hängt es auf diese Weise zusammen, u. da man alle Dinge auch, ausser ihren übrigen Beziehungen, als Naturphänomene betrachten kann, (wobei man warlich mit den meisten Menschen nicht verliert) so ist das immer nicht unintressant ihre eigentliche Beschaffenheit zu erforschen.

Die gehässige Art dieses Schlegels ist es vorzüglich, nie bei Einem, ja nicht bei allen Werken eines Schriftstellers zusam̄engenommen stehen zu bleiben, sondern immer zugleich den ganzen Menschen selbst zu recensiren. In der Rec. des Woldemar ist diess bis zum Ekel widrig u. abscheulich, allein in geringerem Grade hat er es auch mit Schiller (den er in seiner Rec. des Almanachs von 1796. u. wie es heisst auch von 1797. im Deutschland arg mitgenommen hat) u. obgleich seiner Meynung nach, im Lobe mit Göthe, in andern seiner Aufsätze gethan. An sich wäre diese Methode allerdings zur rechten Zeit sehr empfehlungswürdig. Wie selten gelingt es auch dem Genie sich ganz u. gar in Einem Producte auszuprägen? wie oft muss dieser Zug hier, jener dort in seiner Vollendung aufgesucht werden, ehe das ganze Bild lebendig da stehn kann? Allein freilich erfodert es dann einen andern Charakter im Beurtheiler. Er muss dann Ehrfurcht für das Object, u. für das seinige

insbesondre haben, u. die Furcht, auch irren zu können muss ihn behutsam u. bescheiden, die Achtung gegen seinen Gegenstand zart, sanft, u. delikat machen. Von allem diesem ist leider bei Schl. fast der umgekehrte Fall u. daher wird er schwerlich je zu einem Beurtheiler in der Art taugen, in der er grade glänzen will. Viel eher könnte er etwas ganz Einzelnes richten.

Uebrigens aber, da ich Ihre Partheilosigkeit in Rücksicht auf Sie selbst kenne, lieber Jacobi, wollte ich doch, dass Sie diesen jungen Menschen nicht ganz aus den Augen verlören, u. seine Producte von Zeit zu Zeit einiger Aufmerksamkeit würdigten. Ausser den Beurtheilungen im Deutschland (wo neulich auch Schlosser seine Strenge erfahren hat) u. einigen Aufsätzen in den letzten Jahrgängen der Berl. Monatsschrift ist jetzt von ihm ein eignes Buch: Beiträge zur Kenntniss der Griechen erschienen. Es ist, soviel ich einen Menschen beurtheilen kann, unläugbar, dass höchst selten ein so guter u. scharfblickender Kopf gefunden werden wird. Wenn man sich nicht die Mühe verdriessen lässt, durch eine höchst unklare Diction, u. durch manche sonderbare u. auch verkehrte Begriffe sich durchzuarbeiten, so muss man gestehen, dass eine Naturanlage zum Grunde liegt, die gewiss Bewunderung verdient. Seine Produkte, wie sie da sind, sind von sehr zweideutigem Werth, wenigstens kann man sie kaum lesbar nennen, aber man muss nur diese Jugend dieses Menschen (er mag höchstens 25 Jahr alt seyn) die Schwierigkeit der Materie, die er bewegen will, u. die Art bedenken, wie er diess thut, wo er immer alles von dem Mittelpunkt aus umzuschwingen versucht, u. sich nie an einer einzelnen Seite hält.

Dennoch ist es im höchsten Grade zweifelhaft, ob je auch nur ein brauchbarer Schriftsteller aus dieser Anlage hervorgeht. Innere u. äussere Gründe kommen zusammen, Zweifel dagegen zu erregen. Es fehlt ihm durchaus an Empfänglichkeit, u. daher komt grossentheils seine Härte und Störrigkeit; ebensosehr mangelt ihm die Jugend, die er nur auf seinem Gesicht trägt. Er hat allen Ernst, alle Arbeitsamkeit, das ganze gesittigte u. zurückgezogene Wesen eines reifen u. beinah überreifen Mannes. Nur in

seinen Fehlern u. in einem excentrischen Wesen in seiner Schriftstellerei sieht man das Gegentheil. Er ist gewiss höchst humoristisch u. seiner Laune unterworfen, aber diess thut ihm nur um so mehr Schaden, als seine Laune mehr bitter u. düster, als lustig u. muthwillig ist. An Eitelkeit fehlt es ihm sicherlich nicht, indess ist es mehr Zuversicht zu jeder Jdee, die ihn jedesmal erwärmt, als Zuversicht zu sich u. seinem Talent überhaupt, u. ebendaher ist er im Umgange sehr bescheiden. Von aussen her haben widrige Lagen, in denen er sich befunden hat u. die Richtung, die er jetzt zum Polemisiren bekom̃t, gewiss schlimm auf ihn eingewirkt.

Meine Bekanntschaft mit ihm ist mehr lang als gross. Seit 1794. haben wir uns einige Briefe geschrieben, die das griechische Alterthum (sein eigentliches Studium) betrafen, ohne uns je gesehn zu haben. Wie ich jetzt herkam war er auch hier u. hat mich drei oder viermal besucht. Seit mehreren Wochen aber ist er in Halle. Sein Aeusseres ist überaus einnehmend. Er hat ein stilles, nachdenkendes, geistvolles u. bescheidnes Gesicht; spricht wenig u. kaum andres, als über wissenschaftliche Dinge. Sein störrisches Wesen zeigt sich im Umgang nur dadurch, dass er einen Streit leicht abbricht, statt ihn fortzusetzen. Drum habe ich ihm nie eigentlich nah kommen können.

Da hätten Sie denn, lieber Freund, gewiss genug über diesen Menschen. Schreiben Sie es Ihrer eignen Aufforderung zu, wenn es zuviel ist. Lachen muss ich, dass ich in Schl. eigne Fehler verfallen bin. Denn dieser Brief ist warlich eine Recension des ganzen Menschen, u. noch dazu auf 3 Briefe u. ebensoviele Besuche. Drum bitte ich Sie auch ausdrücklich, lieber Jacobi, diess Urtheil, das ich so meo periculo hinschreibe, im strengsten Verstande für Sich zu behalten.

An Ihren Vorschlag einer neuen Recension habe ich recht reiflich gedacht. Allein ich weiss kein Subject dazu, u. mich selbst hält bloss der Umstand ab, dass auch ich u. meine Rec. von Schl. angegriffen sind, u. es meiner Gesinnung ganz entgegenläuft, auf einen Angriff zu antworten. Auch sehe ich kaum, was Sie bei dieser Beurtheilung ver-

lieren, oder was Ihr Buch für Gefahr laufen kann. Ich bin um so kürzer hierüber, weil ich vermuthe, dass Sie selbst jetzt bei längerer Ueberlegung Ihre Meynung geändert haben. Es ist in der That nicht der Mühe werth, sich solche Ereignisse nur anfechten zu lassen.

Ich bin jetzt wieder ziemlich frei, theurer Jacobi, u. durch mich soll keine weitere Störung unseres Briefwechsels entstehn. Machen Sie, Lieber, dass er recht bald wieder lebhaft angeht.

Ihr lieber Max ist zwar noch in Weimar, er hat mich indess ein Paarmal hier besucht, und ich erwarte ihn noch in dieser Woche. Er hat uns versprochen, mit uns zu essen, u. uns recht viel zu sehn. Es thut uns nur leid, ihn jetzt, da wir meiner Frau wegen, mehr Platz brauchen, nicht auch bitten zu können, bei uns zu wohnen.

Empfehlen Sie mich herzlich an Lenchen u. Lottchen, und leben Sie innigst wohl!

Ihr

Humboldt.

Dass sehr viele Xenien gegen diesen Schlegel gerichtet sind, haben Sie wohl selbst bemerkt.

Die Inlage an die Stolbergen sind Sie wohl so gütig zu besorgen. Eben so die von meiner Frau an das Christinchen. Dieser u. Reimarusens, Sievekings u. Poels machen Sie doch auch die Niederkunft meiner Frau, wenn Sie so gütig seyn wollen, bekannt.

18.

Jena, 24. März, 97.

Der Ueberbringer dieser Zeilen, Herr von Steck aus Bern bezeugt mir ein so ernstliches und herzliches Verlangen Sie zu sehn, liebster Jacobi, dass ich ihm die Freude nicht versagen kann, ihm einen Brief an Sie mitzugeben. Ich thue diess um so eher, als ich ihn als einen interessanten und liebenswürdigen jungen Mann kenne, dessen Bekanntschaft auch Ihnen gewiss nicht gleichgültig ist. Er ist auf

einer Reise nach Paris begriffen, und denkt nur wenige Tage in Hamburg zu bleiben.

Ich habe recht lange nichts von Ihnen gehört. Aber freilich habe ich kein Recht zu klagen, da ich selbst so gesäumt hatte. Mit der Gesundheit meiner Frau geht es gar nicht so gut, als es anfangs schien. Sie ist seit einigen Wochen recht kränkelnd u. auch der kleine Knabe ist nicht recht wohl. Mit der schönen Jahrszeit wird hoffentlich alles besser. Ich schriebe mehr heute. Aber da Herr von Steck noch nicht gewiss ist, ob er wirklich nach Hamburg kommt, so weiss ich auch nicht, ob Sie je diese Zeilen zu Gesichte bekommen. Leben Sie herzlich wohl!

Ihr

Humboldt.

19.

(Abschrift.)

Paris den 26sten October 1798.

Das Stillschweigen, das Sie seit nunmehr beynah zwey Jahren gegen mich beobachten, hat mich tief geschmerzt, liebster Freund; ich habe es um so stärker empfunden, als unser schönes Beysam̃enseyn in Wandsbeck mich durch den ungestörten Genuss Ihres täglichen Umgangs verwöhnt, u. mir auch für die Folge die Hoffnung eines minder unterbrochenen Briefwechsels eingeflösst hatte. Monate sind es, dass ich mir vorgesetzt hatte, es zu brechen, aber im̃er ist mir bey der Ausführung irgend ein Hinderniss dazwischen gekom̃en. Ich wünschte Ihnen mit irgend einem Reisenden zu schreiben, u. versäumte unglücklicher Weise die Gelegenheiten, die sich mir dazu zeigten. Ich eile um so mehr jetzt die zu benutzen, die sich mir eben darbietet.

Sie wissen längst, dass ich mich seit fast einem Jahre hier aufhalte; vielleicht haben Sie auch durch Stienchens Briefe an ihre Mutter u. [illegible] , wenn er Gelegenheit gehabt hat Sie zu sehen, etwas Näheres über unsere Art zu leben erfahren. Sie keñen mich zu sehr, um nicht zu

wissen, dass ich nicht leicht aus dem Kraise von Gedanken u. Beschäftigungen heraus gehe, in den ich mich einmal festgesetzt habe. So ist es mir auch hier gegangen. Mein Nachdenken u. meine Thätigkeit haben sich auch hier so ziemlich um dieselben Gegenstände herum gedreht, die mich in Deutschland beschäftigten; ich habe mich viel u. genau um Frankreich u. seine jetzige Lage beküm̃ert, aber ich bin darum schlechterdings nicht aus meiner eigenthümlichen Assiette herausgekom̃en; ich bin vielmehr mitten in Frankreich nur ein noch viel eingefleischterer Deutscher als vorher geworden. Der Umgang mit einigen deutschen Freunden, die ich theils hier fand, u. die theils nach mir hier angekom̃en sind, hat viel dazu beygetragen, u. wie viel hätte ich nicht um die Freude gegeben, Sie manchmal bey einigen dieser Unterredungen zu sehen, wo gerade die Dinge abgehandelt wurden, die auch Ihnen die nächsten u. liebsten sind.

Das schlim̃ste Bild von Paris wird Ihnen Baggesen (den ich Sie herzlich von mir zu grüssen bitte) entwerfen. Sie haben unstreitig einen Brief von ihm an Sieveking gelesen, in dem er es als eine wahre Hölle, u. zwar nicht wie eine Miltonsche oder Klopstockische, sondern so, wie sie in einer Französischen Epopee seyn würde, matt, schaal, u. langweilig beschreibt. Auch hat er, wie Sie gewiss auch schon wissen, seinem Sängerberufe wahrhaft getreu, wie ein anderer Orpheus eine Euridice hier zu entführen getrachtet, u. wird, wie er mir beym Weggehn sagte, das Abentheuer im Junius ganz vollenden, wo ich ihn hier wiederzusehen denke, wen̄ ich nicht indessen auf meinem Büssungswege in die Unterwelt (denn das sonnige Licht ist doch nur in Deutschland oder Dännemark) weiter vorgerückt bin. Nach der Beschreibung unseres Freundes bedarf man in der That einer Entschuldigung, wenn man so lange hier bleibt, als ich mich jetzt hier aufhalte.

Wen̄ man die Sache mit philosophischen Augen betrachtet, so befindet sich diese Nation allerdings in einer sonderbaren u. bedenklichen Lage. Ich rede jetzt nicht von den Umständen des Tages, nicht von dem Missklange, der zwischen der Verfassung, wie manche sie sich denken

oder träumen, u. dem Geiste u. dem Charackter der Nation, wie er noch wirklich ist, nur zu sehr bemerkt wird; nicht von der angeblichen Sittenverderbniss, über die so viel u. laut geschrieen wird. Vieles von diesem ist lange nicht so arg, als man es gern machen möchte; wenigstens nicht schlim̄er, als an manchem andern Ort; u. wenigstens sind dies wie es mir vorkom̄t, nur Nebenfolgen eines ganz andern u. bey weitem schlim̄eren Uebels, das ungleich älter ist; das die Revolution freilich nicht geheilt, aber auch warlich nicht hervorgebracht hat; das durch sie nur jetzt klarer ins Auge fällt.

Jede Nation nemlich, wie jeder Mensch überhaupt, braucht, dünkt mich, eine innere Triebfeder, eine lebendige im̄er rege Kraft, aus der sich seine höhere Thätigkeit, sein eigenthümliches Daseyn entwickeln kan̄. Ein solches in̄eres Princip des Lebens vermisse ich in dieser Nation; u. gerade weil ich dies wahrhaft heilige Feuer, das allein die Menschheit zugleich läutert und nährt, mehr als irgendwo sonst in der deutschen Nation antreffe, so wächst dadurch, wie ich nicht läugne, meine tiefe Achtung, u. meine innige Anhänglichkeit für sie.

Die Erscheinung, die sich einem anitzt am häufigsten aufdrängt, ist Mattigkeit u. Schwäche. Nirgends sieht man Energie, Feuer u. Leben. Ich rede hier nicht von den äusseren Begebenheiten, sonst würde viel gegen mich sprechen, aber da kön̄en einzelne Umstände und einzelne Menschen entscheidende Impulse geben, ich rede überhaupt nicht von der politischen Stim̄ung, ich beschränke mich bloss auf das was eigentlich national ist, auf den Gang der Meynungen und des Geistes, die Bildung des Karakters, die Sitten u. s. f. und hier ist jener Ausspruch nur zu wahr —. Nur ein Theil der Wissenschaften macht merkliche Fortschritte; gerade aber der, welcher den Menschen am nächsten liegt, der eben auch eine höhere Span̄ung des Geistes und Gefühls erheischt, die Philosophie in allen ihren Theilen liegt und schlum̄ert ganz und gar; die Poesie macht bloss einige schwache und meist vergebliche Anstrengungen, ihrem längst erreichten Maximum nur wieder irgend nahe zu kom̄en; in der Kunst zeichnet sich nur wenig aus; der Ge-

sellschaft mangelt das bessere Leben, das Interesse des Geistes und Herzens; und selbst den öffentlichen Vergnügungen fehlt es an Raschheit und Man̄ichfaltigkeit, sie sind oft einförmig und langweilig, und selbst der verschrieene Luxus ist für die Masse der Menschen, die hier zusam̄engedrängt sind, nicht weit her; wen̄ er die Eitelkeit derer befriedigt, die ihn zeigen, so giebt er dem Zuschauer verhältnissmässig nur im̄er wenig zu bewundern oder zu belachen.

Grösstentheils ist diese Stim̄ung unstreitig eine Folge der Begebenheiten der leztverflossenen Jahre, und der jezigen Lage. Die Revolution hat viel zu sehr nur physisch gewirkt; die Schreckens Zeit hat mit ihrem eisernen Arme Frankreich in eine starre Betäubung versenkt, von der die Folgen nur noch zu sehr fühlbar sind; die Dauer des Kriegs hat auch das ihrige gethan, und selbst die oft noch schim̄ernde und doch im̄er verzögerte Hoffnung des Friedens ist hierin̄ verderblich. Man erlaubt sich eher die Hände in den Schoos zu legen, wen̄ man eine Epoche, die freylich zur Begünstigung aller Thätigkeit nothwendig ist, in einer gewissen Nähe vor sich sieht. Grossentheils ist also jene Erscheinung nur zufällig, und vorübergehend. Aber zum Theil ist sie auch, glaube ich, tief in dem Karakter der Nation gegründet, und diess muss der Philosoph ausspähen, wen̄ er über die Gegenwart hinausblicken will —. Der Mensch rückt nicht wahrhaft weiter fort, wen̄ er nicht Ideale vor Augen hat, wen̄ nicht die Ideen des Guten, Wahren, und Schönen in andern und höhern Bildern, als die uns täglich im bloss logisch Richtigen, Nüzlichen und Gefällig Harmonischen begegnen, vor uns stehen. Diese Ideale, der Blick auf sie, das was man, wie ich neulich irgendwo las, sehr gut Echappées ins Unendliche nen̄en kan̄, fehlt den Franzosen. Zwar nim̄t ihre Einbildungskraft allerdings auch einen ähnlichen Flug; aber eben weil es bloss die Phantasie ist, die dahin gelangt so bleibt es gehaltleer, und man vermisst den in̄ern Sin̄, der ein lebendiger Zeuge ist, dass jene erhabnen Urbilder nicht übermenschliche Fremdlinge sind, sondern in dem In̄ern des menschlichen Busens wohnen, aus dem sie auch abstam̄en.

Man vermisst die tiefe Energie des Geistes, die, durch wahre aber in̄ere Erfahrung bereichert, nicht bloss Verhältnisse von Begriffen, sondern wahres Daseyn entdeckt; man vermisst den grossen bildenden Sin̄, durch welchen der ächte Dichter die Natur auffasst und darstellt; man vermisst endlich, und diess natürlich am schmerzlichsten, das reine sittliche Gefühl, das, auf den strengen Begriff der Pflicht bezogen, den erhabenen; auf das begeisternde Bild einer hohen und idealischen Menschheit, den schönen und edlen; und in beyden Fällen, den uneigen̄üzigen Tugendhaften bildet.

Wen̄ es möglich wäre, diesen Ausspruch in schneidender Strenge zu verstehen, so wäre er das thörichtste Verdam̄ungsurtheil, das der Stolz eines Menschen über eine Nation aussprechen kön̄te. Allein so kön̄en Sie, mein Lieber, mich nicht misverstehen. Es ist keine Frage und braucht nicht einmal erwähnt zu werden, dass jene, die Hauptenergien des menschlichen Gemüths, in einer Nation, die, als Masse betrachtet, und gerade durch ihre Natur Anlagen, so grosse Achtung und Bewunderuug verdient, thätig und mächtig seyn müssen, und selbst wen̄ man, was doch im̄er noch sehr übertrieben wäre, den Franzosen abläugnen wollte, dass sie zur wahren Philosophie, Poesie und Sittlichkeit auf der eigentlichen und ächten Bahn gelangten, so kön̄ten sie noch im̄er andere gleichfalls zum Ziele führende Wege dahin einschlagen. Was ich meyne ist eigentlich nur das, dass die Richtung ihrer Kultur, nicht bloss ihrer geistigen Thätigkeit einen gerade vom Ziel abführenden Weg anweist, sondern auch die Quellen selbst verunreinigt, aus welchen sie entspringt; dass sie, sobald sie über diesen Gegenstand, die nothwendige Art der Bildung, raisoniren, geradezu demjenigen widerstreben, was sie allein aufsuchen sollten, und dass (diess ist der härteste Theil meiner Anklage) in dem gesam̄ten Schaz ihrer Litteratur (die doch im̄er als die Darstellung des gesam̄ten Gedankensystems die richtigste Quelle der Ken̄tniss einer Nation, besonders einer so hoch kultivierten, bleibt) kein einziges Denkmal vorhanden ist, aus dem sich ein entschiedenes Streben nach tiefer Philosophie, ächter Poesie, oder erhabener und idealischer Sitt-

lichkeit in vollkom̄ener Reinheit, und ohne allen Zusaz irrdischer Schlacken, (wen̄ Sie mir den Ausdruck erlauben) erweisen liesse.

Die ursprünglichen Naturkräfte stehen also bey dieser Nation mit der Cultur nicht nur, wie überall, in einem Streit, sondern auch in einem solchen, der nothwendig mit der Niederlage des einen beyder Theile endigen muss, und für den es keine Schlichtung in einer kultivierten Natur giebt. Den̄ was jene als ihre freyeste Thätigkeit ansehen müssten, verwirft diese unerbittlich als Schwärmerey und Wahn. In diesem Streit müssen aber nothwendig die ersteren unterliegen, da endlich doch im̄er die Form und der Gedanke siegen, und alles, wie stark es auch sey, untergehen muss, das keinen intellektuellen Ausdruck zu finden vermag. Sie werden um so leichter unterdrückt, als die Französische Natur mehr gesund als derb, mehr leichtgestim̄t als kraftvoll ist, und als diese Nation eine so wunderbare allgemeine Bildungsfähigkeit besizt, dass die Kultur, wen̄ sie einmal schädlich wirkt, auch weit allgemeiner schadet als bey ihren Nachbarn.

Darum scheint es mir in der That wahr, dass das in̄ere und bessere Leben hier meistentheils zerknikt wird; und weil es schon viele Generationen hindurch dieselbe Operation erfahren hat, nun auch wirklich schwächer entglim̄t, da der Mensch gerade da niedergedrückt wird, wo er anfängt emporzustreben. Darum erfahre ich auch hier fast das Gegentheil von dem, was ich in Deutschland fühle. In Deutschland vergisst man gerne die Masse, um bey einigen Individuen stehen zu bleiben; hier, so achtungswerth auch viele Einzelne sind, flüchtet man sich doch gerne zu diesem wirklich bewundernswürdig sanften, guten und verständigen Volke hin. In Deutschland lebe ich lieber in der Zukunft als in der Vergangenheit (den̄ mit der Gegenwart ist man doch in der Regel nirgends zufrieden), hier verweile ich am liebsten in dem vorigen und selbst der lezten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Den̄ wen̄ man von französischer Kraft spricht, so findet man sie in der That nur da eigentlich noch versam̄elt.

Es giebt hier jezt mehrere gute Köpfe, die sich mit

Eifer mit Metaphysick beschäftigen, die auch ein grosses Verlangen haben, die Kantische zu ken̄en. Aber der wahre Zeit Punkt einer Revolution in diesem Fache ist noch lange nicht gekom̄en. Ob sie gleich ihre Philosophie selbst mangelhaft finden, so sind sie doch mit dem Wege, auf den sie Condillak gebracht hat, vollkommen zufrieden, und halten ihn für den einzigen wahren. Sie wollen nichts als Analytiker seyn, und verdrehen und verschlichten jeden Gegenstand, dem sich nun einmal nicht durch Analysis beykom̄en lässt; und für die Analyse selbst fehlt ihnen die nothwendige Strenge und Schärfe. Sie haben Ein ungeheures Schreckbild: angebohrene Ideen; und dafür muss alles gelten, was in das eigentlich nicht weiter Erklärbare eingreift, man möge es nun in̄ere Geistesform, oder das Ich, oder allgemein das Ursprüngliche und Unvermittelte, oder im Praktischen Vernunft oder Vernunftinstinkt u. s. f. nen̄en. Man erschöpft vergebens die reichste Man̄ichfaltigkeit der Formen, alles soll auflösbar, alles bis zur Sensation zurückführbar seyn, die selbst nachher natürlich an Nichts festem hängen kan̄. Mit nothwendigem Sezen, mit der Abstraktion von aller äussern Erfahrung, mit dem durchaus bedingungslosen darf man gar nicht kom̄en. Alles diess sind nur Scheinbilder der metaphysicirenden Vernunft.

Bey dieser Philosophie muss natürlich aller Begriff ächter Tugend verschwinden, und sich in einen bloss vernünftigen Eigen̄uz auflösen. Auch ist es dieser leztere, den die hiesigen Moralisten recht allgemein fühlbar machen möchten. De creer des habitudes vertueuses ist ihr Haupt Ziel. Der Hang nach Grundsäzen zu handeln ist wirklich dem französischen Karakter nicht einmal in dem Grade eigen, als er einem Nationalkarakter eigen seyn kan̄; von Gefühlen besorgen sie immer Schwärmerey; es bleibt also nichts übrig, als Gewohnheiten. Diess ist um so furchtbarer, als die Moralität sonst mächtige Stützen verliert. Wirklich übertriebene Furcht vor Fanatismus und Aberglauben bringt gegen jede religiöse Empfindung (wenigstens bey einer grossen Zahl von Köpfen, indess andere mit nicht grossem Glücke deistische Ideen allgemein zu machen suchen) welcher Art sie auch sey, entweder Erbitterung und Hass

oder wenigstens eine bloss verachtende Toleranz hervor, und wird derselben unstreitig eine der Autklärung noch ungünstigere Richtung geben. Andere Arten erhöhter Empfindsamkeit fehlen gleichfalls, und so muss natürlich, da der Mensch doch einmal einer in̄ern Bewegung bedarf, die Einbildungskraft durch keine Regel geleitet müssig umherschweifen, oder die nicht durch Empfindung gemilderte Leidenschaft ausserhalb suchen, was allein in uns zu finden wäre —.

In diesem Zustande kön̄te die Kunst, besonders die Dichtkunst, eine grosse Hülfe gewähren; allein daran ist hier nicht zu denken, wo selbst die, welchen die Französische, über die sie wirklich erhaben sind, weder den Geist noch das Herz erfüllt, sie den̄och für die höchste Poesie, und die ihnen unendlich mehr verwandte Englische zB. für Etwas Edleres, Gehaltvolleres und Besseres, nur nicht für Poesie anerken̄en: ein sicherer Beweis, dass ihnen der eigentliche Kunstsin̄ mangelt; dass sie in dem, was sie Poesie nen̄en, nur eine gewisse bestim̄te äussere Form fühlen, und in dem wahren und ächten, mehr durch den Gehalt, als durch das, was eigentlich Kunst Form ist, angezogen werden.

Die griechische Einfachheit und Zartheit, die sich so ganz auf diese Seite neigt, ist dem französischen Charakter durchaus fremd, ebenso die nordische Derbheit und Stärke; und doch sprosst wohl nur aus der glücklichen Vereinigung beyder die schönste poetische und philosophische Blüthe empor, die vielleicht darum künftig einmal am besten auf deutschem Boden fortköm̄t, weil die Natur die Deutschen am wenigsten mit einseitigen Vorzügen begabt hat, welche die Erreichung allgemeiner Vollkom̄enheit hindern kön̄ten; sie mehr kräftig ausgestattet, als selbst geformt hat.

Ich sagte so eben, dass die Franzosen in der Philosophie nie anders als analytisch verfahren. Man kön̄te vielleicht nach der im Vorigen gemachten Darstellung den Hauptfehler ihrer gebildeten Natur (den̄ die ungebildete ist im̄er gut) dadurch ausdrücken, dass sie alle Synthesis wegläugnen; nichts anerken̄en, als was sich mechanisch erklären lässt; die freie Zeugung des Geistes und Willens

aus dem Nichts nicht gelten lassen; und ihm selbst da, wo sie ihm zB. im Handeln oder Dichten gleichsam unbewusst entschlüpft, nicht volles Recht wiederfahren lassen. In der That hätte, glaube ich, der, welcher in französischer Sprache irgend eine Synthesis (eine Thathandlung des Geistes oder Willens) rein und allgemeinverständlich aufstellen kön̄te, das Räthsel gelöst. „Doch wohl nicht bloss die Franzosen?“ werden Sie mir einwenden. Und freylich ist diess sehr wahr. Den̄ da liegt gerade jede Philosophie im Argen.

Überhaupt hätte mich die Scheu vor der Nemesis auch schon so weit nicht schreiben lassen, wen̄ ich nicht, wie schon gesagt, fürchtete, unser guter Baggesen gäbe ihnen ein gar zu arges Bild des hiesigen Zustandes, das den̄ ganz wunderbar auf den zurückleuchtete, der freywillig schon ein Jahr hier ist, und noch im̄er wenigstens nicht sehr ernstlich auf seinen Rückzug denkt. Desswegen schien es mir nöthig, Ihnen zu zeigen, dass ich mich selbst wenigstens nicht auch mit dem Strohme fortreissen lasse, und im̄er kan̄ es nicht schaden, von Zeit zu Zeit sein Glaubensbeken̄tniss abzulegen, wen̄ man unter Ungläubigen lebt.

Sehen Sie also, liebster Freund, das bisherige nur als eine Herzens Erleichterung meines beunruhigten vaterländischen Gewissens an. Sonst kan̄ ich nicht läugnen, verweile ich wenig bey diesen Seiten, die man bald in den ersten Wochen bemerkt, und spühre mehr dem tiefern, versteckteren, und bessern nach. So bekan̄t auch im allgemeinen die Haupt Eigenthümlichkeiten dieses Nationalkarakters sind, so führt doch seine genauere Betrachtung noch auf Resultate, die für die allgemeine Menschenken̄tniss schlechterdings nicht unwichtig sind. Vor allem lernt man, wie der Verstand, wen̄ er nicht hoch aber dabey einseitig bearbeitet ist, gleichsam die Rolle aller übrigen Fähigkeiten zu spielen im Stande ist; welche Gestalt unter seiner Herrschaft die Phantasie an̄im̄t; und wie selbst das Gefühl seiner Natur nach die Forderungen desselben umwandlen kan̄, ohne dieselbe ganz aufzugeben. Den̄ das, was ihn in diesem Charakter so merkwürdig macht, ist gerade die ihm an sich heterogene Verbindung mit einem nicht bloss

lebhaften, sondern heftigen, im̄er unruhigen, und doch im̄er nach einem äussern und schnell zu erreichenden Ziele strebenden Temperament. Er disponirt dadurch das Gemüth mehr zur Leidenschaft, als zum bloss stillen, sich selbst genügenden, Gefühl, und bringt dadurch eigene Modifikationen der Empfindung hervor, in denen man ihn im̄er wieder erken̄t. In den spätern Griechen (schon im Euripides) werden Sie oft auch eine raison̄irende und sophistisirende Empfindung bemerkt haben; aber hier ist beydes viel in̄iger mit einander amalgamirt. Die Empfindung nim̄t in der That einen höhern Flug, als es die eigentlich physische vermöchte; sie ist wahrhaft Empfindung, den̄ sie ist weder kalt noch erkünstelt; aber sie besizt ein Raffinement, sie führt eine Sprache, die allein den Antheil des Verstandes verrathen würde, wen̄ sich sonst auch nicht in der Span̄ung, in die sie die Seele versezt, in dem zerstöhrenden Feuer, dem es an aller wohlthätig erwärmenden Gluth fehlt, Mangel an eigentlichem Sin̄, an Natureinfachheit, an Empfänglichkeit zeigte. Freylich sieht man diess nur selten in einer gewissen Vollkom̄enheit, da es in dieser nur in wirklich grossen Seelen erscheinen kan̄; aber es ist, dünkt mich, das, was der Beredsamkeit Rousseaus zB. vorzüglich der Beredsamkeit der Leidenschaft eine so eigenthümliche Farbe giebt. In welche Sprache man das zu übersezen versuchen möchte, so verliehrt es im̄er gerade sein eigentliches Wesen, und wie es da ist, kan̄ man nicht läugnen, ist es nicht nur in sich schön und gross, sondern entdeckt auch neue Nüançen, neue Seiten in dem menschlichen Gemüthe. Gerade darin̄, in einem Gebrauche von Begriffen in einem Gebiete, in dem sonst der Begriff nichts vermag, in einer künstlichen Verbindung blosser Verhältniss Beziehungen, in einer aufs feinste berechneten Stellung aller Theile des Gedankens scheint mir die grosse Stärke auch der französischen Sprache zu liegen. Keine andere köm̄t ihr in der Kunst des Raison̄ements gleich, und wen̄ man es epigram̄atisch ausdrücken wollte, so kön̄te man sagen, dass keine soviel durch blosse Worte auszurichten vermag.

Es giebt eine Eigenschaft, die dem Franzosen vorzugsweise vor dem Deutschen eigen ist, und in der der leztere

viel von dem erstern lernen kōnte — die Besoñenheit, die so wenig bloss ruhig ist, dass sie ihm auch in der höchsten Bewegung nicht fehlt. Der Deutsche ist so oft in dem Falle sich zu schämen; der Franzose nur äusserst selten; und ich sage diess hier gar nicht ironisch. Wir Deutsche unterscheiden im̄er ganz bestim̄t, zwey gleichsam ganz verschiedene Welten, eine unsichtbare und eine sichtbare, ein iñeres und ein äusseres Daseyn, und vergessen sehr oft, dass wir, indem wir reden schreiben, u. handlen, aus dem ersteren heraustreten. Dadurch sind wir dunkel, oft (da wir uns so oft nur als Natur zeigen) unfein, und beinahe im̄er formlos. Bey den Franzosen ist es gerade das Gegentheil, sie berechnen alles auf die Wirkung, und diess ist es, was im Grossen und im Kleinen, ihnen die politischen und gesellschaftlichen Vortheile über ihre Nachbarn giebt. Man verfolge nur mit rücksichtsloser Kälte Einen Zweck, und man wird ihn im̄er erreichen. Wer im̄er nur darauf denkt, wie er handlen, wenig, wie er seyn will, der wird in dem äussern Leben unfehlbar seyn.

Aber es wird dadurch doch zugleich etwas bey weitem achtungswürdigeres erreicht. Diese Rücksicht auf den Gebrauch und das äussere Leben hindert vielleicht das tiefe Forschen nach Wahrheit, aber es bewahrt auch vor einer Menge Chimären, und erleichtert die Verbreitung des wirklich gefundenen; sie lähmt vielleicht den hohen und idealischen Flug der Empfindung, aber sie bricht auch die Gewalt des rohen Naturtriebs; und vor allem bringt sie das Streben nach einer gewissen Kunstform hervor, welches nicht nur der allgemeinen Politur, sondern auch der Kunst in ihrem ächtesten Begriffe äusserst wesentlich ist. Diese grössere Kunstmässigkeit ist in der That in ihren Schauspielern, in ihren Dichtern, in ihren Prosaisten, ja selbst im Umgange und im täglichen Gespräch äusserst auffallend, und macht dass ihnen eigentlich alle übrige Nationen auf gewisse Weise roh vorkom̄en müssen. Vielleicht rührt auch daher ihr Urtheil, dass nur sie eigentlich Einfachheit und Natürlichkeit besizen, weil sie freylich alles wegschneiden, was nur irgend zu üppig scheinen kōnte.

Weñ die Franzosen je eine grosse Tiefe des Geistes

und Herzens gewin̄en, wen̄ sie dan̄ damit die ihnen in so hohem Grade eigene Gabe verbinden, das, was sonst nur einsam in einzelnen Köpfen ruht, in den täglichen Umlauf des Lebens zu bringen; so kön̄en sie erstaunlich wohlthätig für Europa werden, für das sie bis jezt fast durch alle Zeiten hindurch nur beunruhigend gewesen sind. Und ich glaube allerdings, dass es dahin noch einst kom̄en wird. Ein Charakter-Zustand, wie der, den ich Ihnen im Vorigen und ich glaube nicht unwahr schilderte, muss beinahe von selbst zum Durchbruche führen; wirklich haben die Franzosen an einer gewissen Soliditaet gewon̄en, nur dass es bis jezt eine solche ist, die, ohne die Achtung sehr zu erhöhen, die Liebenswürdigkeit beinah vermindert, auch beküm̄ern sie sich sorgfältiger um fremde Sprachen und fremde Geistesbildung.

Zwar wendet man gegen eine solche *fortschreitende* Bildung (oder vielmehr gegen eine solche *umkehrende*, den̄ es müsste eine Art der Wiedergeburt vorgehen) gewöhnlich die Hindernisse ein, welche die Sprache ihnen in den Weg legen würde; allein daran glaube ich nicht recht. Es giebt eigentlich wenig Dinge in einer Sprache, die so fest sind, dass sie keine Umänderung erlaubten, und das Feld des willkührlichen Gebrauchs ist im̄er noch gross genug, dass das wahre Genie sich mit Freyheit darin̄ bewegen kan̄. Das Genie schafft sich ja im̄er selbst seine Sprache. Von den ersten Anfängen seiner Ausbildung an nuançirt es für sich die Bedeutungen der Worte, bildet es sich (alles in̄erhalb selbst der strengsten Gram̄atick) seine eigenen Phrasen, verwebt es mit einem Worte seine Individualität in seine Sprache. Welche neue Wendung hat nicht die Französische schon durch Rousseau, Mirabeau u. s. f. erhalten! Weil aber freylich eine dem Widerstande verhältnissmässige Kraft erfordert wird, um in diesem Kampfe zu siegen, so kan̄ es seyn, dass Einzelne wirklich verstum̄en, weil ihre Individualität zu schön und zart ist, um in der Sprache ihrer Nation einen Ausdruck zu finden. Das Einzige, was man von der französischen vielleicht behaupten kön̄te, wäre die Unmöglichkeit, je einen eigentlich dichterischen Theil zu bekom̄en. Französische Poesie kan̄ leicht untergehen, und unwiderbringlich untergehen; darüber werden

sich aber die leicht trösten, welche die Poesie nur der Kindheit der Nationen anweisen.

Ich kan̄ nicht läugnen, dass ich auf die Entwicklung des Französischen Geistes äusserst begierig bin. Aber freilich muss, um davon Früchte zu sehen, erst Friede geworden, erst allgemeiner Wohlstand (wozu troz der Noth des Tages der Saame doch reichlich ausgestreut ist) verbreitet, erst das Gemüth in Freyheit, der Geist in Schwung gesezt seyn. Bis dahin kön̄en nur vorbereitende Schritte geschehen, grosses Vorrücken kan̄ man nur in den Theilen der Wissenschaften erwarten, von denen ich hier gar nicht sprach, nur in den mathematischen und naturhistorischen. Den̄ vergessen muss man auch nicht, dass ein Beurtheiler wie ich, den Franzosen im̄er gewissermassen Unrecht thut, weil er in einem durchaus andern Fach lebt und webt als worin̄ sie vorzüglich sind.

Aber genug von diesem allgemeinen Geschwätz. Es ist eine recht deutsche Unart in solche weitläuftige Excurse in Briefen zu verfallen. Aber im freundschaftlichen Umgange kann ich einmal der Begierde nicht widerstehen, auch das auszusprechen, was mich gerade am meisten beschäftigt, und darum bitte ich Sie, Theurer Freund, recht herzlich um freundschaftliche Nachsicht für diese Ausführlichkeit. Es kam mir wirklich nur darauf an, Ihnen zu sagen, wie ich die Welt ansehe, die mich hier umgiebt, und es kam mir nicht in den Sin̄, sie Ihnen zu schildern. Den̄ wer ken̄t den französischen Charakter besser als Sie, der Sie im̄er in der Nähe Frankreichs und in Verbindungen mit wichtigen Män̄ern dieser Nation lebten, der Sie selbst so oft das Geheimniss gefunden haben, ihre Sprache Ihren eigenen tiefern und bessern Ideen anzupassen? Sehen Sie also diese Blätter recht eigentlich als f ü r S i e und n u r f ü r S i e geschrieben an. Ich möchte um alles in der Welt vor keinem andern Richterstuhle als vor der Nachsicht der Freundschaft mit diesen flüchtig hingeworfenen Bemerkungen erscheinen, die noch dazu über eine ganze Nation im̄er Etwas Anmaassendes haben, und gegen die sich gewöhnlich zugleich die griechische und die französische Nemesis erhebt.

Von einzelnen Menschen und Dingen kōñte ich Ihnen vielleicht Mancherley sagen, weñ wir erst wieder, wie ich hoffe, in fortwährendem Briefwechsel stehen; in Einem Briefe ist es, wie Sie selbst fühlen, nicht leicht möglich. Ich habe in der That das Glück gehabt, hier mehrere Menschen zu finden, mit denen es möglich ist, einen sehr interessanten Umgang zu haben. Nur ist der Umgang hier freylich etwas sehr Unterbrochenes. Eine meiner neuern Bekañtschaften ist die Stael, in der That eine äusserst merkwürdige Frau, und recht geschaffen, der Französischen Bildung neue Gestalten zu geben, da sie offenbar mehr und Etwas anderes besizt, als das was gewöhnlich in dem Französischen Nationalkarakter liegt.

Unter den Deutschen, die seit längerer Zeit sich hier authalten, ist Schlabberndorf, den Sie keñen, unstreitig bey weitem der interessanteste. Er eriñert sich Ihrer mit herzlichem Antheil, und ich bin überzeugt, dass auch troz vieler Verschiedenheiten in Meynung und Denkungsart sein Umgang Ihnen viel Vergnügen gewähren würde.

Baggesen ist uns hier eine überaus angenehme Erscheinung gewesen. Ich kañte ihn noch gar nicht, und war doch durch vieles, was ich von ihm gehört hatte, sehr auf seine Bekañtschaft gespañt. Er hat eine durchaus eigene Geistesform und ächte Genialität. Nur selten trifft man gewiss eine Phantasie an, die soviel Beweglichkeit doch mit soviel Tiefe und gesezmässiger Bildungskraft verbindet, das einige seiner poetischen Stücke ganz unläugbar darthun. Grüssen Sie ihn noch einmal herzlich von uns.

Von meinen hiesigen Arbeiten werden Sie bald eine sehen, für die ich mir hier recht eigen Ihre Aufmerksamkeit erbitten möchte. Vieweg in Berlin wird Ihnen ein Bändchen „Aesthetische Versuche" überschicken, die ich im vorigen Winter hier geschrieben habe. Sie werden dariñ eine Beurtheilung von Goethes Herrmañ und Dorothea, aber zugleich viel allgemeines über Poesie und Kunst überhaupt finden. Wie herzlich würde ich Ihnen danken, weñ Sie mir ein Wort eines gütigen Urtheils darüber sagten. Ich bedarf dessen um so mehr, da ich in der That im̃er fast nur in Rücksicht auf die wenigen Menschen

schreibe, deren Geist ich keñe, und die im̃er lebendig vor meinen Gedanken stehen, sobald es mir gelingt in einiger Tiefe in das Gebiet der Ideen einzudringen. Über den Gegenstand selbst, glaube ich, werden wir einig seyn. Auch sehen Sie, dass ich den Muth nicht verlohren habe, meine freye Meynung über die Werke derer zu sagen, die ich meine Freunde neñen darf. Deñ auch hier bin ich des lebhaften Widerspruchs eines Theils des Publikums fast gewiss

Die Abhandlungen die Sie in Wandsbeck ihrer Aufmerksamkeit widmeten sind seitdem liegen geblieben. Ich gestehe, dass erst Sie mir die Augen über sie eröffnet, und mir gezeigt hatten, dass ein Gegenstand wie dieser wenigstens andere Vorbereitungen erfordere. Ich hatte das undurchdringliche Geheimniss des Charakters wirklich zu leicht angesehen. Indessen ist mir die Sache nur desto werther geworden, und ich habe jezt neue und ich glaube bessere Plane dazu —.

Meine Frau grüsst Sie, liebster Jacobi, Lenchen und Lottchen mit der herzlichsten Freundschaft. Sie lebt hier recht vergnügt, und hat sich zwar sehr abwechslend, aber doch in der lezten Zeit besser als sonst befunden. Grüssen Sie von uns beyden auch tausendmal Reimarussens, Sievekings, und Poels, und sagen Sie allen, dass wir unendlich oft an Hamburg zurückdenken, dass wir viele Plane machen, dorthin zurückzukom̃en, und Plane die hoffentlich nicht unausgeführt bleiben sollen. Werden auch Sie deñ noch da seyn? Sie müssen es nothwendig, weñ die Eriñerung an unser ehmaliges Zusam̃enseyn uns nicht die Freude um mehr als die Hälfte verderben soll.

Von ihren Kindern hörten wir zulezt nur durch Stinchen. Ich habe Fritz im Som̃er 97 von Dresden aus geschrieben, ihm für das köstliche Rosenöl gedankt, das er meiner Frau geschickt hatte, und ihm gemeldet, dass wir nach Wien giengen, um von dort nach Italien zu reisen, woraus leider nichts geworden ist. Ich hatte den Brief nach Braunschweig addressirt, habe aber keine Antwort erhalten. Grüssen Sie ihn und alle die seinigen iñigst von uns.

Vor allem aber, liebster Freund, antworten Sie mir bald. Geben Sie mir nur ein Zeichen des Lebens, weñ Sie

auch nicht gerade gestim̄t sind, viel zu schreiben, und warten Sie ja nicht erst meine Schrift ab, mit deren Erscheinung es noch bis gegen Neujahr dauern kañ. Meine Addresse ist: à M. d. H. à Paris rue du Colombier, Faubourg St. Germain nro. 7. und bis zum Frühjahr bleibe ich noch hier. So lange dauert es zB. schon noch, ehe man nur den Apoll hier sehen kañ. Dañ gehe ich, weñ es Friede ist' nach Italien, sonst nach England. So sind nehmlich die Plane. Die Erfüllung?

Leben Sie herzlich wohl, und vergessen Sie nicht ihren

Humboldt.

20.

[Von Caroline von Humboldt.]

Rom den 22. Okt. 1808.

In Hofnung dass Sie, mein Theurer und Verehrungswürdiger Freund, sich meiner, obgleich nach einem Zeitraum von Jahren noch erinnern, bin ich so frei einen Brief an meinen Mann an Sie zu addressiren, der, falls er bei Eingang dieses Briefes noch nicht bei Ihnen ist, es in wenigen Tagen sein wird. Unsre Privatangelegenheiten, und das Verlangen dem Wunsche meines 77.jährigen Vaters zu willfahren, haben meinen Mann zu einer Reise nach Deutschland bewogen. Er hat unsren einzigen Sohn bei sich — es ist dasselbe Kind mit dem ich guter Hofnung war als ich Sie mit Humboldt vor 12 Jahren in Wandsbeck und Ihre werthen Schwestern kennen lernte, nehmen Sie ihn gütig auf wie damals Sie mich aufnahmen. Humb: hat sich auf der ganzen Reise keine süssere Freude versprochen als die Sie wiederzusehen, der Abschied von diesem Lande, das uns durch Freude und Schmerz aufs innigste an sich gebunden hat, und der Abschied von uns, einer erwachsnen lieben Tochter von 16 Jahren, und 2. kleinen lieben Mädchen von 8 und 6. Jahren die mit mir hier geblieben sind, ist ein schwerer Abschied gewesen, und Sie werden sich nicht wundern wenn Sie sein Herz tief davon bewegt fühlen. Erneuern Sie, ich bitte Sie mein Andenken bei Ihren treflichen

Schwestern und erlauben Sie mir die Versicherung meiner wahrsten und innigsten Ergebenheit hinzuzufügen —

Caroline v. Humboldt
gebohrne v. Dacheroeden.

21.

Erfurt, den 21. November, 1808.

In diesem Augenblick, theurer Jacobi, erhalte ich Ihren Brief vom 12. unbegreiflich spät, wie Sie sehen, u. eile sogleich Ihnen aus vollem Herzen für dies neue Zeichen Ihrer Liebe zu danken. Der meinige wird Ihnen auch zugekommen seyn, und Sie werden also gesehen haben, dass wir diesmal beide zuerst schrieben. Ich hoffe, wir werden jetzt auch beide immer pünktlich antworten, u. freue mich herzlich auf den lang entbehrten Genuss Ihrer Briefe. Fahren Sie aber ja fort zu dictiren u. schonen Sie Ihrer Augen.

Von Erfurt werden Sie nicht erwarten, dass ich Ihnen etwas sage. Nicht leicht mag es in Deutschland eine zweite solche Gedankenöde, einen solchen Todesschlummer aller geistigen Kraft geben. Aber ich war in Weimar, u. sah Göthe zwei Tage lang, sprach viel von Ihnen mit ihm, u. soll Sie herzlich von ihm grüssen. Ich fand ihn wohl, u. wie Sie ihn kennen, beschäftigt, indess ziemlich zornig über so manches literarische Unwesen in Deutschland. Er klagt so ernstlich über Anarchie, Formlosigkeit, u. Mangel an Technik in den neuen Poeten u. Autoren, dass es ihn doppelt verdriesst, so viel wahres Talent in ihnen zu finden, und zu Grabe gehen zu sehn, und dass er nah daran ist, mancherlei Beschränkungen, die jenseits des Rheins Mode sind, wenigstens nicht sonderlich zu tadeln. Uebrigens fährt er fort, um sich her, soviel er kann, zu wirken, u. liest z. B. alle Mittwoch Vormittag einem ausgewählten Cirkel, unter dem sich auch die Herzogin befindet, die Niebelungen vor. Mit dem Kaiser Nap. hat er eine lange Unterredung gehabt, über seinen Werther u. das Französische Theater.

Ueber den ersteren versichert er, habe der Kaiser sehr wahre, frappante, u. ihm sonst nie vorgekommene Bemerkungen gemacht; das letztere kenne er bis zur Bewunderung genau, u. habe alle historische u. poetische Motive der bekanntesten Stücke bis in ein ungeheures Détail hinein verfolgt. Sehr viel haben wir auch Bettinas erwähnt, die er nach Würden, wie wir, schätzt. Sagen Sie ihr das, liebster Jacobi, u. erhalten Sie mein Andenken bei ihr, wenn in diesen ewigen Wellen irgend etwas zu erhalten ist.

Von der Zusammenkunft der Kaiser hat man hier eine Menge, aber grösstentheils unmerkwürdige Anekdoten. Eine interessante ist mir die gewesen, dass der Kaiser das Schlachtfeld von Jena nicht gleich wiedererkannt, u. sich mit Mühe darauf orientirt hat. Den Moment zu benutzen, u. den vorhergehenden immer im gegenwärtigen untergehen zu lassen, habe ich immer für das ächte Gepräge des praktischen Genies gehalten.

Paulus in Nurnberg habe ich mit grossem Vergnügen wiedergesehen. Ich habe ihm von der guten Meynung gesprochen, die Sie, mein Lieber, von ihm haben, u. er war sehr gerührt davon. Er ist begierig in die ganze Thätigkeit seiner Stelle zu kommen, und Ihre Regierung kann gewiss darauf rechnen, in ihm einen treflichen Arbeiter zu besitzen. In Erlangen ist auch eine Art von moralischem Tod. Ein Jurist, Gros, indess verdient eine ehrenvolle Ausnahme. Er ist einer der hellsten Köpfe, die sein Fach in Deutschland aufzuweisen hat. Uebrigens ist es nicht wahr, dass die Professoren in Erlangen ihre Collegia eingestellt hätten. Sie lesen ohne Gehalt, u. für wenige Zuhörer, aber ununterbrochen fort.

Sehr leid thut es mir, liebster Jacobi, dass Ihnen die Nummern der Hallischen Literatur Zeitung fehlen, die Sie mir anzeigen. Ich habe sie nicht in München lesen können, u. da sie noch am letzten Abend unter meinen Sachen lagen, u. mein Begleiter ohne mich einpackte, hat er das Heft mit in den Koffer gelegt, so dass ich es erst jetzt auf angestellte Nachsuchung wiedergefunden habe. Es soll

aber nun, wohl eingepackt, mit der ersten fahrenden Post abgehen.

Ehe ich es aber abgehen liess, habe ich die Recension gelesen, u. wie Sie es mir voraussagten, mit Vergnügen. Sie rührt offenbar von einem äusserst guten Kopfe her, der sich mit Leichtigkeit u. Kraft in seiner Materie herumbewegt. Da ich Schl. Schrift nicht kenne, so weiss ich nicht, ob der Rec. seine Meynungen treu darstellt. So, wie er es thut, muss nothwendig jeder ihm Recht geben. Die dort geschilderte Idee einer religiösen Tragödie, das unbedingte Erheben Calderons, u. die Maxime, dass das Trauerspiel ein Ausdruck der Idee der göttlichen Vorsehung seyn müsse, — alles das ist geradezu abgeschmackt nach meiner Ansicht der Sache. Allein mit dem, was der Recensent als seine eigne Vorstellung der Tragödie, zu erkennen giebt, könnte ich leicht noch mehr hadern, ohngefähr eben so, wie mir ein Schwärmer doch am Ende noch lieber ist, als ein reiner Materialist, der, wie ein sehr berühmter Mann (aber kein gekröntes Haupt) vor Kurzem hier bei Gelegenheit der Französischen Tragödie sagte, Hass u. Liebe nur für einen choc des sensations hält. Aus seiner Schilderung der Tragödie (p. 750. col. 6. unten) fällt alles Idealische heraus, u. eine Kotzebuische kann am Ende auch eine seyn; wie denn auch Aristoteles wohl leicht mit der Bemerkung einkommen möchte, dass er eine andre Furcht u. ein andres Mitleid, als das dort angegebene rein egoistische gemeynt habe. Daher kommt es nun auch, dass Rec. alle idealistische Tragödien zusammenschmeisst, wie uneins sie auch unter sich seyn mögen, die Jungfrau von Orleans, die auch der Schlegelschen Parthei ein Gräuel ist, verdammt, selbst Macbeth doch nicht oft haben will, u. bloss — man weiss, besonders wenn man an das religiöse Ende Egmonts denkt, nicht warum — Göthe auszunehmen scheint.

Schl. mag das Symbolische wohl misverstanden haben, allein meiner Ansicht nach, bleibt das Symbolische immer das Charakteristische alles Grossen in Wissenschaft u. Kunst, u. also das Tragisch-Symbolische auch der Tragödie. Allein das Symbol ist kein Satz, keine Idee einmal, die sich in Worten ausdrücken lässt, u. noch weniger kann zum

Symbol (wie zur Moral einer Fabel) ein konkreter Fall erfunden werden. Der Gang aller Symbolik ist vielmehr umgekehrt immer vom gegebenen Endlichen zum nie ganz erkannten Unendlichen. Dem Inhalte nach ist mir das Symböl Eins mit den Platonischen Ideen — das Höchste, das Unendliche, Ursprüngliche; allein nicht allgemein, sondern auf diejenige bestimmte Weise, zu der ein im glücklichen Moment aufgefasster Gegenstand der Wirklichkeit führt. Wenn es daher nur Eine Idee — die Gottheit — geben kann, so giebt es so viele mögliche Symbole, als es wirkliche, u. mit göttlichem Samen begabte Individuelle Gegenstände giebt. Die im Symbol vorgehende Verschmelzung des Endlichen u. Unendlichen ist objectiv unmöglich; aber subjectiv in erhöheter u. begeisterter Stimmung des Gemüths ist sie es Gottlob! ebenso wenig als reine Liebe in dem an sich fleischlichen u. sinnlichen, sittliche Freiheit in dem an sich naturbedingten, oder Tugend in dem an sich eigennützigen Menschen, u. es ist allerdings, dünkt mich, ein Prüfstein der wahren Tragödie, ob sie ihre Personen dahin bringt, symbolische Gestalten zu werden. Ja, da am Ende jede grosse Tragödie doch auch eine Einheit hat, die man Einheit der Idee nennen kann, so lässt sich wirklich behaupten, dass sich jede zuletzt in Ein Symbol zusammendrängt, nemlich in die Idee der bestimmten Art des Kampfes, welchen die Menschheit darin gegen das Schicksal besteht. Ich weiss nicht, mein Bester, ob Sie Sich der Vorrede zu Schillers Braut von Messina erinnern. Sie entwickelt, wie es mir scheint, das was in diesen Ideen wahr seyn kann, vortreflich, u. gehört auch für den Styl zu dem Schönsten, was Schiller je geschrieben hat. Dem Tadel des Mädchens von Orleans in der Rec. werden auch Sie, mein Lieber, wie Sie auch über das Stück denken mögen, schwerlich so beistimmen. Denn bei aller Gerechtigkeit, die man scheinbar dem Schillerschen Genie wiederfahren lässt, wird das Stück selbst doch zu einem unzusammenhängenden Mischmasch herabgewürdigt.

Aber ich sehe, dass ich in das Unglück der langen Briefe verfalle. Zürnen Sie mir nicht, theurer Jacobi, u. lassen Sie Sich nicht von baldiger Antwort abschrecken. Sehe

ich, dass Sie zögern, so schreibe ich unmittelbar einen zweiten kurzen. Denn den Genuss Ihres Briefwechsels lasse ich mir nun nicht ferner rauben. Tausend Empfehlungen an alle die Ihrigen. Mit inniger Liebe

Ihr

H.

22.

Berlin, den 18. Februar, 1809.

Ihr Stillschweigen, mein theurer Jacobi, ist doppelt grausam nach den Versprechungen, die Sie mir gaben, mir häufig zu schreiben. Von mir müssen Sie mehrere Briefe empfangen haben, und es thut meinem Herzen wirklich recht innig wehe, aufs neue so getrennt von Ihnen zu leben. Ich wollte erst abwarten, dass mein hiesiges Schicksal ganz entschieden wäre, ehe ich Ihnen aufs Neue schriebe; allein jetzt erhalte ich einen näheren Anlass dazu aus Rom, den ich benutze, da es mir wirklich Bedürfniss ist, Ihnen einige Worte zu sagen.

Da ich einmal gleich im Eingange dieses Anlasses erwähnt habe, so lassen Sie mich auch dies gleich von vorn herein abmachen. Sie erinnern Sich vielleicht, mein Bester, dass ich Ihnen in München von einem Tiroler Maler in Rom, Namens Koch sprach. Dieser — denn ich will Sie nicht mit einer langen Geschichtserzählung aus seinem vier enge Quartseiten langen Briefe an mich behelligen — steht in Rom in Verbindung mit dem Sohn eines Bairischen Banquiers DallArmi, der Ihnen bekannt seyn wird. Koch sollte nemlich eine Reihe von Kupfertafeln über Gegenstände aus dem Dante liefern, u. der junge DallArmi wollte das Mercantilische bei diesem Werke übernehmen. Es sind wirklich einige Tafeln gemacht, und zwei, nebst zwei kleinen gemahlten Landschaften, dem DallArmi in München übersandt worden. Allein unmittelbar nach dieser Sendung hat der junge DallArmi in Rom alle Verbindung mit ihm abgebrochen, und er hat, seiner Meinung nach, sehr ungerechte in München über ihn gefällte Urtheile vernommen.

Da nun auch früher einige andre seiner Arbeiten, über die die ihm doch HE. Director Lange mit Güte und Achtung geschrieben haben soll, ungünstig und hart, wie er glaubt, behandelt worden sind, so fürchtet er, dass dort einige Personen ihm geflissentlich zu schaden suchten, hat sich von der MalerAcademie in Rom inliegendes Zeugniss über seine Arbeiten ausstellen lassen, und wünschte jetzt nur, dass der König und Kronprinz dies Zeugniss zu Gesichte bekämen, und dadurch veranlasst würden, ihm ihren Schutz und ihre Unterstützung, deren er dringend bedarf, angedeihen zu lassen.

Ich weiss nicht, ob Sie, mein theurer Freund, diesen Auftrag überhaupt oder gern übernehmen werden; allein wenn Sie glaubten, es mittelbar oder unmittelbar zu können, so verbänden Sie mich u. vorzüglich den jungen Menschen sehr dadurch, und damit Sie genau wissen, für wen Sie Sich verwenden, so sage ich Ihnen meine innerste und aufrichtigste Meynung über das Kunsttalent dieses Menschen, da ich mich wohl erinnere, dass Sie selbst eine seiner ausgestellten Arbeiten misbilligten.

Koch ist ursprünglich ein Tiroler Hirte. Als er schon nicht mehr ganz jung war, nahm ihn ein bekannter Mann, dessen Name mir aber jetzt nicht einfällt, weil er Genie in dem Menschen bemerkte, von den Bergen weg. Er studirte die Kunst, kam nach Rom, mahlte mit ungeheurem Fleiss, und bildete sich nach u. nach zu dem aus, was er jetzt ist. Ich schicke dies voraus, weil es seine Vorzüge u. seine Mängel zu erklären dient. Da er desultorisch hat studiren müssen, da er mehr als einmal von der Landschaft zur Figur u. von dieser zu jener übergegangen ist, so mag er in einzelnen Dingen, die sich mehr durch anhaltendes Studium erzwingen, zurück seyn, auch arbeitet er manchmal ungleich. Allein wenn von Genie, nicht bloss Talent, die Rede ist, so ist nur Eine Stimme in Rom, dass er darin ohne alle Frage, die meisten der Deutschen Künstler übertrift. Wer eine Reihe seiner Producte sieht, muss das erkennen, oder wenig sich auf Kunst verstehen, u. einige einzelne Sachen habe ich gleichfalls gesehen, die auch als einzelne Gemälde bei sehr grossen Vorzügen, fast Nichts

zu wünschen übrig liessen. Dabei besitzt er einen eisernen Fleiss, und ist, was doch sehr viel ist, mitten im Kampf mit oft wirklich furchtbarem Mangel, der Kunst, die ihn selten belohnt hat, nie untreu geworden. Gr. Apponi, der ja wohl manchmal nach München kommt, hat ein sehr hübsches Bild von ihm, und schätzt ihn sehr. Den Dante kennt vielleicht kaum [einer] in Italien genauer, u. wenige sind so in seine Poesie eingedrungen. Er hat ein fortwährendes Studium daraus gemacht, u. in seinen Zeichnungen nach Dante hat man in Rom immer zugleich poetisches u. Kunsttalent in hohem Grade gefunden. Ueber das Zeugniss muss ich endlich bemerken, dass ich wenig auf solche Zeugnisse gebe, allein doch nicht unerwähnt lassen kann, dass Camuccini, Canova und Thorwaldsen sich zu sehr ehren, um jemals die gewöhnlichen u. andre, als wo ihre Ueberzeugung vollkommen einstimmt, zu unterschreiben. Soviel hiervon. Könnten Sie dem armen Künstler nützlich seyn, so seyn Sie überzeugt, dass Sie es zugleich auch der Kunst sind.

Mit mir ist es noch immer hier zu keiner ganz festen Entscheidung gekommen. Sie haben aus den öffentlichen Blättern gesehen, dass man mir die Stelle ertheilt hat, von der wir schon mit einander in München sprachen. Allein Vorliebe für Rom, verbunden mit einigen andern Umständen, haben mich bewogen den König bestim̄t zu bitten, mich in meinem bisherigen Verhältnisse zu lassen. Da die Reise des Königs nach Petersburg dazwischen gekommen ist, so habe ich bis jetzt keine eigentliche Antwort hierauf erhalten. Die Minister schreiben mir aber, dass sich der König nicht bei einer ersten abschlägigen Antwort beruhigen würde, und da ich dem König keine zweite geben kann, so setze ich voraus, dass ich dennoch hier bleiben werde. Ich wünschte mir dann im Voraus Glück, mich in einem ähnlichen Wirkungskreise, als Sie, zu befinden; da ich aber immer Vorliebe für Nord-Deutschland gehabt hebe, so wünschte ich wirklich, theurer Jacobi, aus vollem Herzen, dass unser Staat Sie in diesem Platze, statt meiner, besetzen könnte.

Theodor befindet sich seit einigen Tagen in der Familie

des Onkels der liebenswürdigen Bettina, die mich längst vergessen haben wird, u. wird da sehr gut aufgehoben seyn. Er besucht für den Unterricht ein hier neu errichtetes, aber recht gutes Institut. Er hat etwas Bedeutendes seit München gewonnen, er stottert nicht mehr.

Tausend Empfehlungen an Ihre treflichen Schwestern, meine herzlichsten Entschuldigungen für die Bitte, die dieser Brief enthält, und wirklich dringendes Flehen um ein Paar Zeilen, nach denen ich so lange schmachte. Ich weiss wirklich nicht, ob ich Ihre Zunge, die nicht dictiren, oder Lenchens Hand, die nicht schreiben will, oder beide anklagen soll! Von inniger Seele Ihr

H.

23.

Lieber, theurer Freund! Werden Sie mir verzeihen, dass ich Ihnen in so langer, langer Zeit nicht schrieb? werden Sie diese Zeilen nun noch mit einiger Güte und Nachsicht aufnehmen? — Aber ich schwöre Ihnen, ich schreibe niemand, ich habe vielmehr dem Schreiben förmlich entsagt, da wo nicht eine bestimmte Gelegenheit, oder ein Geschäft es fordert. Andre Briefe, als solche, kann man nur aus freier Brust schreiben. Aber Ihrer viel u. herzlich gedacht, mich zu Ihnen innigst einmal wieder zurückgewünscht u. Theil genommen an Allem, was ich von Ihnen hörte, habe ich gewiss. Die herzliche Verehrung und Liebe, die ich seit meiner ersten Jugend für Sie fühlte, an die sich gleich damals Dankbarkeit knüpfen konnte u. knüpfte, bleiben Ihnen ewig und unverbrüchlich. — Ihr Buch habe ich mit grossem Genuss gelesen. Wer, wie Sie, sein Leben in seine Ueberzeugungen u. seine Ueberzeugungen in sein Leben verwandelt, giebt seinen Schriften einen Reiz u. ein Interesse, die über alles das, was gewöhnliche Bücher hervorbringen können, erhaben sind. Es liegt etwas wirklich Grosses darin, Sich so gleich zu bleiben, und doch jedesmal, da man sich ausspricht, zu zeigen, wie

viel mehr u. Schönes wieder die seit dem letztenmale verstrichne Zeit gereift hat. Wie Sie mit Schlegels Ansicht Ihrer Schrift zufrieden gewesen sind, weiss ich nicht. Ich achte Schlegel von vielen Seiten, aber auf dem Gebiete der Philosophie, wenn es für ihn noch eine gäbe, ja selbst der Literatur, da auch die ganz in seine positiven Ansichten verschlungen wird, können wir uns kaum nur begegnen. Er und Adam Müller sind zwei wunderbare Erscheinungen auf hiesigem Boden, u. es wäre viel u. lang darüber zu sprechen, woran ich bei der Nähe von München noch nicht ganz verzweifle. — Diese Zeilen bringt Ihnen mein Sohn, den Sie schon mit mir so gütig aufnahmen. Er geht nach Heidelberg, aber nicht auf die Universität; zu der ist er nicht reif. Ich wünschte ihn nur ausserhalb des väterlichen Hauses, u. wählte Heidelberg, als interessanten Ort u. schöne Natur, auf deren günstigen Einfluss ich viel halte. Mein Vertrauen bei seiner Sendung setze ich ganz auf seinen Begleiter, Herrn von Roeder, der sonst bei uns Officier war, wie Theodor auch werden will. Wenn Sie diesem die Erlaubniss gönnen, Sich mit Ihnen ein wenig genauer zu unterhalten, so werden Sie dies Vertrauen gewiss sehr gerecht finden. Er ist einer der bravsten u. edeldenkendsten Männer, die mir je vorgekommen sind, von mannigfaltigen Kenntnissen, grossem Eifer, sie noch zu vermehren, und einer seltnen Anhänglichkeit an mich und die Meinigen. Aus allen diesen Gründen darf ich Sie mit Zuversicht um eine gütige Aufnahme für ihn bitten. — Ihren theuren Schwestern, Ihrem Sohn u. seiner Familie empfehlen Sie mich recht herzlich, und erhalten Sie mir Ihr gütiges u. liebevolles Andenken! Ewig mit der herzlichsten Freundschaft

Wien, 22. Mai, 1812. der Ihrige,
Humboldt.

Meine Frau erinnert sich lebhaft unsres glücklichen Aufenthalts in Wandsbeck, u. trägt mir auf Ihnen u. den Ihrigen zu sagen, welch ein Genuss die Rückkehr gleicher Tage für sie seyn würde.

24.

Wien, den 18. Februar, 1815.

Es hat mich tief geschmerzt, theurer verehrtester Freund, dass Ihrem sonst so gütigen und freundschaftlichen Briefe doch ein gewisser Verdacht zum Grunde zu liegen scheint, als könnten Sie mir, oder ich Ihnen je fremd geworden seyn. Ich weiss wohl, dass wir lange Zeit ohne unmittelbare Gemeinschaft gewesen sind, und dass ich vielleicht der Säumige im Schreiben gewesen bin. Das müssen Sie mir aber nicht anrechnen, theurer Freund; ich war von jeher dem Schreiben feind, und das Andenken an das mündliche Gespräch mit Ihnen hat einen so unendlichen Reiz, dass Sie mehr, als irgend jemand, die Abneigung gegen die umständliche schriftliche Verbindung verzeihen müssen.

Die Wünsche Ihres Sohnes haben mir, seitdem ich nach Paris kam, am Herzen gelegen, und ich glaube, er kann jetzt hoffen am Ziel zu stehen. Er ist in diesem Augenblick von Paris zurückberufen, und mit einer Revision des ganzen Steuer- und Zollwesens in den nunmehr Preussischen Provinzen am Rhein beauftragt. Er befindet sich auf diese Weise bereits in Thätigkeit des Dienstes, und wenn, wie ich davon überzeugt bin, die Regierung findet, dass sie ihn in diesem Zweige mit Nutzen brauchen kann, so wird ihm eine angemessene Stelle nicht entstehen. Der StaatsCanzler Fürst Hardenberg und der Finanzminister Baron Bülow sind ihm beide geneigt, und wo ich dazu beitragen kann, ihm nützlich zu werden, da rechnen Sie mit Zuversicht auf meine lebhafteste Mitwirkung. Ich kann Ihnen nicht läugnen, dass es ein bischen seine Schuld ist, obgleich er auch dazu nicht unwichtige Gründe hatte, dass er länger, als nöthig war, in Paris blieb, und schwerer, als ich gewünscht hätte, meinen Versicherungen folgte, dass dort nichts für ihn zu erreichen sey. Jetzt ist dies vorüber, und ich wünschte nicht einmal, dass Sie über etwas, das ich Ihnen im Vertrauen auf alte Freundschaft sage, mit ihm redeten.

Auf Ihre Einleitung bin ich in hohem Grade begierig, und werde, wenn ich sie kenne, vermuthlich ebensoviel von ihr, als wenig vom Congress halten. Ueberhaupt glauben Sie nicht, mein Theurer, dass mich die Dinge dieser Welt, mit denen ich mich leider nur zu anhaltend beschäftigen muss, mehr anziehn, als billig ist. Mein mehr eigner und freier Geist ist in dem Reiche, in dem er immer war, und auch zu den Geschäften nehme ich die Stärkung aus dieser unerschöpflichen Fülle. Ungewiss, ob ich je wieder werde ungetheilt darin leben können, sehe ich auch in dieser Rücksicht auf die bessere vergangene Zeit mit einer Art Wehmuth zurück. Meine Frau u. meine Kinder sind in Berlin, u. unsre gemeinschaftliche Bestimmung, wenn diese ewigen Unterhandlungen vorüber seyn werden, ist Paris. Empfehlen Sie mich auf das herzlichste den Ihrigen, und vor allem Ihren treflichen Schwestern, und nehmen Sie in meiner innigsten u. liebevollsten Umarmung die Versicherung der unwandelbaren Gesinnungen Ihres alten u. sich immer gleichen Freundes an.

Humboldt.

Ich sah mit unendlicher Freude Ihren unvergesslichen Bruder noch wenige Tage vor seinem Hinscheiden in Freiburg.



ERLÄUTERUNGEN.



Wilhelm von Humboldt und Friedrich Heinrich Jacobi lernten sich auf einer Rheinreise, welche der einundzwanzigjährige Humboldt im herbst 1788 von Göttingen aus unternahm, wo er seit ostern 1788 studierte, zuerst persönlich kennen. es war eigentlich die erste grössere reise seines lebens, die seine welt- und menschenkenntniss nach vielen richtungen hin erweitern konnte. sein begleiter war auf einem teil der reise ein Schotte, dr. Crighton, Humboldt schon von Berlin her bekannt (vgl. Leyser, Joach. Heinr. Campe 2, 312; Forster an Sömmerring 535; Lichtenberg, verm. schr. 8, 31). wenn nun aber auch aus den noch erhaltenen bruchstücken seines reisetagebuchs sich ergiebt, dass Humboldt mit wahrer empfindung die naturschönheiten der durchreisten gegenden, mit feinem verständniss die kunstdenkmäler der städte, besonders die kirchen genossen hat, was ebenso in schilderungen späterer reisen hervortritt, so war doch sein hauptinteresse wie auch später jederzeit auf die kenntniss eigenartiger fremder individualitäten gerichtet. ‚gerade in den jahren,' schreibt er im alter über diese ersten reisen an Charlotte Diede (an eine freund. [2] 1, 167), ‚wo wir uns sahen, hatte ich eine art von leidenschaft interessanten menschen nahe zu kommen, viele zu sehen und diese genau und mir in der seele ein bild ihrer art und weise zu machen ... die hauptsache lag mir an der kenntniss: ich benutzte sie zu allgemeinen ideen, classificierte mir die menschen, verglich sie, studierte ihre physiognomien, kurz machte daraus, soviel es gehen wollte, ein eignes studium.' was konnte auch einem manne, der mit wunderbarer gleichförmigkeit von früher jugend bis ins späteste alter die freie und schöne ausbildung der individualität für das ziel des lebens erkannt und dieses ideal in sich zu verwirklichen gestrebt hat, grösseren reiz gewähren als das studium fremder geistesart eingehend zu pflegen, den kreis der erfahrung so weit als möglich zu ziehen und das fremde wirksam für die eigne bildung zu verwerten? (vgl. an Forster ges. werke 1, 289. 292; an Körner 88; an Goethe 46. 165. 297; Car. v. Wolzogen, lit. nachl. [2] 2, 63; an eine freund. [2] 1, 238. 323. 330. 2, 25. 171; Distel, aus Wilh. v. Humboldts letzt. lebensj. 35.)

Eine reihe von empfehlungen begleiteten Humboldt auf die reise und verschafften ihm die bekanntschaft der bedeutendsten

persönlichkeiten. so lernte er in Frankfurt zugleich mit Georg und Therese Forster, die sich ende september auf der durchreise nach Mainz dort aufhielten, Schlosser kennen (an Jacobi 24; vgl. Forster, briefw. 1, 704; Nicolovius, Joh. Georg Schlossers leb. u. lit. wirk. 178; Martin, ungedr. briefe v. u. an Joh. Georg Jacobi 84); im benachbarten Offenbach besuchte er Sophie von Laroche, mit deren sohn Karl er von Berlin her durch den veredlungsbund, dem auch Henriette Herz angehörte, intim befreundet war (an eine freund. [2] 1, 276. 279. 2, 227); nach Darmstadt hatte ihn Lichtenberg seinen dortigen verwanten empfohlen (verm. schr. 8, 31), durch die er den durch seine streitigkeiten mit den berliner aufklärern berühmten oberhofprediger Stark, sowie Wenck, Petersen und Höpfner kennen lernte (nach dem ungedruckten reisetagebuch);[1]) in Mainz verschaffte ihm der inzwischen hier angekommene Forster die bekanntschaft Sömmerrings, dem er ihn schon früher brieflich empfohlen hatte (an Sömmerring 535), und Heinses; in Aschaffenburg hatte er leider Johannes Müller verfehlt, an den ihn Forster (sämmtl. schr. 8, 22. 24) und Dohm (briefe an Joh. v. Müller 2, 339, wo der herausgeber Maurer-Constant fälschlich an Alexander von Humboldt denkt) empfohlen hatten; endlich blieb er in Aachen zehn tage bei seinem früheren lehrer, dem eben genannten Dohm (an Forster ges. werke 1, 272; an eine freund. [2] 1, 84); den letzten grösseren aufenthalt machte er dann in Pempelfort bei Jacobi.

Es scheint ursprünglich nicht in Humboldts absicht gelegen zu haben Jacobi in Pempelfort zu besuchen: wenigstens in dem reiseplan, den er anfang september an Campe schrieb (Leyser, Joach. Heinr. Campe 2, 311; der brief nr. 6 ist falsch datiert, wie sich aus der vergleichung mit nr. 7 ergiebt), wird Pempelfort und Düsseldorf nicht erwähnt. vielleicht hat ihm Forster erst in Mainz den anstoss zu diesem besuche gegeben: denn Forster war es, dessen empfehlung er die liebevolle aufnahme bei Jacobi zu danken hatte (ges. werke 1, 272). der empfehlungsbrief Forsters ist nicht erhalten; doch ergiebt sich, wie er über Humboldt dachte, aus seinen empfehlungsschreiben an Sömmerring und Müller, wo er schreibt: ‚herr von Humboldt aus Berlin . . . ein aufgeklärter mann, dem jeder zweig des wissens vergnügen macht und die bekanntschaft eines jeden verdienstvollen mannes wichtig ist' (an Sömmerring 535); ‚vous trouverez en lui (mr. de Humboldt) un homme d'un caractère aimable, qui s'intéresse à tout ce, qui touche son espèce, et dont le mot de Térence *homo sum et nil humani a me alienum puto* fait la devise; l'histoire et les évènements politiques et le caractère des hommes illustres et distingués parmi nos contemporains sont ce, qui excite le plus son attention' (sämmtl. schr. 8, 22);

---

[1]) Bratranek (Goethes briefw. mit Humboldt XXII) lässt ihn dort Leuchsenring und Herders braut (!) kennen lernen: Leuchsenring befand sich jedoch seit 1782 in Berlin und Herders braut war bereits seit 1773 seine frau. auch sonst ist Bratraneks skizze von Humboldts leben voller irrtümer.

ferner aus der späteren bemerkung an Jacobi über Humboldt: ‚ich habe in Göttingen einen recht wackern jungen an ihm kennen gelernt' (briefw. 1, 705).

Vom 31. october bis 5. november war Humboldt bei Jacobi in Pempelfort. die gespräche dieser fünf tage erwähnt Humboldt in seinen späteren briefen an Jacobi mehrmals (s. 1. 16) als so wichtig für seine erkenntniss von Jacobis art und philosophie, dass wir es mit besondrer freude begrüssen müssen, dass tagebuchaufzeichnungen gerade hierüber vorhanden sind. nach der rückkehr von der reise schreibt Humboldt an Henriette Herz (briefe v. Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 116): ‚was mein journal betrifft, so streiten sich Kunth und du, liebe Jette, wahrlich um ein ding, das gar nicht vorhanden ist; ich schrieb nur sehr wenig auf, von den meisten orten nichts, und, was aufgeschrieben ist, ist so unleserlich, dass nur ich es herausbringen kann.' von diesem, allerdings teilweise nur mit grosser schwierigkeit lesbaren tagebuche haben sich im nachlass Humboldts in Tegel zwei nicht zusammenhängende bogen von je 16 octavseiten erhalten, welche mir vorgelegen haben: der erste enthält aufzeichnungen aus Darmstadt vom 6. und aus Mainz vom 7., 8. und 9. october, meist den verkehr mit Georg und Therese Forster betreffend, über den ich demnächst einmal im zusammenhang zu handeln gedenke, und bricht mitten im satz ab; der zweite berichtet unter dem 16. october von Bonn und unter dem 1. und 4. november von Pempelfort; nur 10 seiten dieses zweiten bogens sind beschrieben. die Jacobi betreffenden aufzeichnungen gebe ich hier wortgetreu, nur mit auflösung der abkürzungen, wieder.

Den 1ten November.

Kaum war ich aufgestanden, so trat Jakobi in mein Zimmer. Sein Blik, sein Gang, die grosse Wärme, mit der er mich umarmte, alles bestätigte mir mein gestriges Urtheil. Die Fähigkeit zu empfinden ist bei ihm sehr gross, und er geht sehr leicht zum Enthusiasmus über. Unser Gespräch war diessmal nicht philosophisch. Er wünscht einen jungen Menschen zu haben, der seinen Kindern einige Stunden geben, seine Bibliothek in Ordnung halten, und ihm Gesellschafter sein soll. Er gab mir Auftrag, ihm solchen Menschen zu suchen.[1]) Gegen Mittag gieng er mit mir zu Schenk,[2]) wo nichts Interessantes vorfiel, dann zu Nesselrodt.[3]) Nesselrodt soll ein vortreflicher, denkender Mann sein, aber er sprach in der halben Stunde, in der ich da war fast nichts, so dass ich nicht davon urtheilen konnte. Den Mittag war das Gespräch sehr ge-

[1]) auch mit Goethe verhandelte Jacobi damals wegen eines secretairs und hauslehrers (briefw. zw. Goethe u. Jacobi 112. 114. 116. 120).

[2]) über Schenk vgl. die anmerkung zu s. 11.

[3]) graf Nesselrode, ein häufig erwähnter freund des jacobischen hauses; Jacobi charakterisiert ihn auserl. briefw. 2, 332; vgl. auch Forster, briefw. 1, 169. 207. 220.

mischt und meist scherzhaft. Der Nachmittag war ein fortwährendes Raisonnement über mehrere, aber doch vorzüglich metaphysische Gegenstände. Unmöglich würd' es mir sein, den ganzen Faden des Gesprächs noch so ganz zu verfolgen, und niederzuschreiben. Eine Bemerkung, die ich schon oft machte, ist, dass Gespräche mit Männern, die reich an Ideen sind, und viel Interessantes sagen, leicht aus dem Gedächtniss, wenigstens ihrer ganzen Folge nach verschwinden. Der Hörende wird durch jede einzelne Idee frappirt, an jede knüpfen sich andre in ihm an, mit welchen er sie vergleicht, und statt dass sie wie ein blosses Bild seiner Phantasie vorschweben sollte, geht sie ganz in ihn selbst über. So wird sie freilich mehr sein, und hängt fester, ist aber auch veränderter, und in andren Verknüpfungen, so dass das, was bloss Werk des Gedächtnisses und der Phantasie ist, das Darstellen der ganzen Ideenfolge dadurch erschwert wird. Ich kann also nur die Jakobischen Ideen, so wie sie mir vorzüglich auffielen, einzeln herstellen. Wir wurden überdiess noch am Ende des Gesprächs nicht einig, so dass auch das machte, dass ich sein Räsonnement noch nicht in allen Theilen fasste. ‚Kein Saz, der nicht auf blosser Analyse der Begriffe beruht, darf eher für wahr gehalten werden, als bis man ihn in concreto anschaut.[1]) Anschauung ist das einzige Mittel, selbst Gewissheit zu erlangen, und andre zu überzeugen. Man muss machen, dass auch der andre anschaue. Diess aber ist durch kein andres Mittel möglich, als indem man das Ding von allen Seiten herumwendet, und ihn in den rechten Gesichtspunkt zu stellen sucht. Zu diesem Herumwenden bedürfen wir der Dialektik.'[2]) ‚Es ist ein grosser, wichtiger Unterschied zwischen Perception und Sensation, der Wahrnehmung äusserer, und dem Gefühl innerer Veränderungen, ein Unterschied, den Kant abläugnet, da nach ihm alles nur Modifikation der Seele selbst, alles nur Sensation ist.[3]) Wir nehmen nicht wie man gewöhnlich sagt, bloss das Bild der äussern Dinge, wir nehmen diese Dinge selbst wahr. (freilich aber modifizirt nach dem Verhältniss unsrer Lage zu den Dingen, die wir wahrnehmen, und zu allen übrigen Dingen in der Welt.)[4]) Diese Wahrnehmung geschieht, wie Reid[5]) sehr richtig sagt *by a sort of revelation,* daher kommt es, dass wir dass Dinge ausser uns da sind nicht demonstriren, sondern glauben. Dieser Glaube ist keine Annahme nach Gründen der Wahrscheinlichkeit. Er ist grössere unumstösslichere Gewissheit als je eine Demonstration gewähren kann. Kant nim̄t eigentlich keine Substanz an; was er

---

[1]) vgl. Humboldt an Jacobi 2.
[2]) vgl. Humboldt an Jacobi 3. 19.
[3]) vgl. hierüber die anmerkung zu s. 3.
[4]) vgl. Humboldt an Jacobi 18.
[5]) Thomas Reid finde ich bei Jacobi nur einmal im Hume und einmal im Woldemar erwähnt (werke 2, 146. 5, 70); die erste erwähnung tadelt Hamann (Jacobi, werke 4, 3, 375); vgl. auch Jacobi, auserl. briefw. 2, 424. 445.

so nennt, das Beharrliche, doch an den Eigenschaften Verschiedene, ist bloss die transscendentale Zeit. Dass Raum und Zeit Ideen apriori sind, war bei Kant nicht ursprüngliche Idee, auf die er das übrige baute, sondern es war Behelf, sein schon gemachtes System zu stüzen. Auch sind sie nicht Ideen apriori, sondern Wahrnehmungen des Wirklichen, da mit jedem endlichen Dinge auch der Raum gesezt wird. Wahr ist es freilich dass die Säze, die auf die Idee des Raums gebaut sind, Allgemeinheit und Nothwendigkeit haben. Aber diess kommt daher, dass bei ihnen Zeichen und Begriff Eins ist, und alles beruht auf Identität.' Diese Ideen waren ohngefehr der Inhalt unsres Gesprächs. Es dauerte mehrere Stunden lang, da ich mit den wenigsten Säzen einig war, oft erst viel Mühe hatte, ihn zu verstehen, und dann eben soviel ihm meine Einwürfe verständlich zu machen. Alles diess ging während eines Spaziergangs vor. Wir waren so vertieft, beide, und raisonnirten so anhaltend, dass mir Jakobi nicht einmal nur Ein Wort dazwischen über die irrdischen Gegenstände um uns her sagen konnte. So gingen wir an einem Kloster de la trappe vorbei.[1]) Jakobi erzählte mir hernach, er habe es sich vorgenommen, es mir zu sagen, aber es sei nicht möglich gewesen. Beim Thee und den übrigen Abend waren leichtere aber nicht weniger interessante Gespräche. Zuerst über den Unterschied des dichterischen und philosophischen Genies. Jakobi sagte selbst, er habe recht oft darüber gedacht, habe aber seine Ideen nicht recht gegenwärtig. Doch sagte er folgendes: Zum Dichter und Metaphysiker gehört im Grunde dasselbe Genie, dieselbe Anlage des Kopfs nur mit einiger Verschiedenheit. Wer gar keine Anlage hat ein Dichter zu sein, ist kein tiefer Metaphysiker. Der Unterschied aber beruht vorzüglich darauf, dass der Dichter mehr sensible, der Metaphysiker mehr perceptive Fähigkeit besizen muss. Unter den Dichtern selbst herrscht nun grosse Verschiedenheit. Jeder Dichter muss, was er darstellt, sinnlich darstellen, aber nun giebt es einige, die bloss das Sinnliche darstellen. So Heinse überhaupt, wie vorzüglich im Ardinghello.[2]) Die Schwestern[3]) kamen jezt zu uns. Ich las einige Lieder von Meyer[4]) vor. Sie gefielen wenig, und vorzüglich wurde die freilich undelikate Sitte getadelt, Lieder an wirkliche Mädchen drukken zu lassen. Man sprach über den Misbrauch, den die Dichter überhaupt mit der Liebe treiben, und kam auf die Treue. Helene sprach soviel Gallichtes darüber, dass ich endlich sagte: aber es

---

[1]) in Düsselthal, seit 1819 erziehungsanstalt; es ist dasselbe kloster, von dem Forster in den ansichten vom Niederrhein erzählt (sämmtl. schr. 3, 40).

[2]) der 1787 erschienen war; ein urteil Hamanns über ihn führt Jacobi an (werke 3, 505); Humboldt disputierte als göttinger student über ihn mit August Wilhelm Schlegel (an Schiller [2] 258).

[3]) vgl. über sie die anmerkung zu s. 4.

[4]) Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer (1759—1840), der geliebte von Therese Forster, der biograph Schröders. gedichte von ihm stehen in verschiedenen göttinger musenalmanachen (vgl. Redlich, vers. ein. chiffernlex. 48).

ist ja noch gar nicht philosophisch erwiesen, dass man nicht mehr als Ein Mädchen zugleich lieben kann. Jakobi nahm nun das Wort. Er sagte, er hätte einmal einen Aufsaz über die Liebe gemacht. Er sprach sehr schön darüber, aber freilich minder philosophisch genau, als tief empfunden und vortreflich gesagt. Wie er die Liebe definiren wollte, sagte er: sie ist die stärkste aller Empfindungen, der Sinn aller Sinne und so fort. Im Ganzen vermisste ich, wie schon gesagt, Genauigkeit, im Einzelnen waren herrliche aus der Natur der Empfindung geschöpfte Sachen. Sie schweben mir nur nicht mehr so deutlich vor. So sagte er: man kann eben so wenig mehr als Ein Mädchen lieben, als ein Zirkel mehr als Einen Mittelpunkt haben kann. Meine Ideen über Liebe [1]) billigte er, sie wären auch sehr leicht mit den seinigen zu vereinen gewesen. Die Schüchternheit der Liebenden gegen einander erklärte er, dünkt mich, sehr richtig, aus der gegenseitigen Idee von Erhabenheit und Grösse; die Scham vor einem Dichter nicht Liebenden aus dem Kontrast unsrer Wärme und seiner Kälte. Hier glaub ich, müsste er hinzusezen, unsrer Schwäche und seiner Stärke, da wir die Stärke im̄er nach dem Maasse berechnen, nach dem wir uns von dem empfundenen Gegenstande unterscheiden, was wir bei der Liebe, wie bei jeder starken Empfindung nicht thun. Jakobi zeigte mir pensées détachées von Lavater, und las einige vor. Es waren schöne darunter. Jakobi sagte, in solchen einzeln hingeworfenen Gedanken, so wie in Briefen, sei Lavater herrlich. Ueberhaupt lobte er seine Fülle von Ideen. Wir unterschieden in allen Köpfen überhaupt Fähigkeit Ideen hervorzubringen, Materie zu schaffen, und die Fähigkeit, die Materie zu ordnen ihr die Form zu geben, die Vernunft. Die erste Fähigkeit schrieb ich Lavater in hohem Grade zu, die lezte sprach ich ihm so gut als ganz ab, und Jakobi gab mir Recht. Ich sagte, Lavater sei kein Genie, Jakobi gab es zu, doch habe er Genie.[2]) Hierbei fällt mir ein, was er den Mittag schon von Kants Genie überhaupt sagte. Er vergesse im̄er über der Form die Materie. Er habe Scharfsinn, nicht Tiefsinn.[3]) Das Gespräch fiel auf religiöse Ideen, und das Bedürfniss der Seele sie zu haben. Ich sagte: Zweifel dieser Art plagten mich nie. Die eigentliche Spekulation kenne kein Bedürfniss, also auch kein Bedürfniss eines Gottes, und in den Augenblikken, wo mir diese Ideen wirklich Bedürfniss seien, sei nur mein Herz interessirt, und bedürfe ich keiner Spekulation. Ueberdiess aber fühle ich diess Bedürfniss nur dann, wenn mein Herz durch irgend etwas stärker gerührt werde.[4]) Er sagte er fühle das Bedürfniss im̄er, und habe ausserordentlichen Hang zu religiosen

---

[1]) vgl. z. b. briefe v. Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 115; deutsche rundsch. 1890/91, 10, 264. 269.

[2]) vgl. Humboldt an Jacobi 26; Jacobi, werke 4, 3, 383.

[3]) vgl. die anmerkung zu s. 2.

[4]) vgl. briefe v. Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 112. 113.

Ideen.[1]) Uebrigens aber kamen wir darin überein — und diess ist auch in der That, wahre Empfindung bei mir — dass uns in der Uebersicht des Ganzen etwas zu fehlen scheint ohne eine ordnende Ursach, dass sie allein Einheit in die vor uns liegende Mannigfaltigkeit bringt, dass sie, an einander knüpft, was sonst nur neben einander dasteht.[2])

Den 4ten November.

Jakobi war noch nicht recht wohl; indess bat er mich doch, den Vormittag mit ihm zuzubringen. Unsre Gespräche nahmen bald die alte Wendung, indess war sein Kopf nicht heiter genug, um eigentlich zu sprechen und zu disputiren. Er las mir also Stükke aus einem Buche worin er Gedanken, wie sie ihm aufstossen, aufsezt.[3]) Diese Stükke betrafen mehrere Gegenstände, waren gar nicht systematisch geordnet, und voll Wiederholungen. Indess war auch nur seine Absicht, mich mit seinen Ideen vertrauter zu machen, und diese erreichte er ziemlich. Ich seze wieder abgerissene Säze hierher. ‚Wir schauen die Dinge ausser uns an; diese Dinge sind wirkliche Dinge, und die Gewissheit, die uns die Anschauung gewährt, nennen wir Glauben.[4]) Diese Gewissheit ist für uns so stark, und so nothwendig, dass daran alle übrige Gewissheit, ja das Selbstbewusstsein selbst hängt. Wir können uns nicht eher unser selbst bewusst sein, als wir nicht des Daseins eines Dinges ausser uns gewiss sind. Daher fehlt Kant darin, dass er alles auf den Menschen selbst reduzirt, alles für Modifikationen der Seele erklärt, äussere Objekte nur den Worten nach annim̄t, aber der Sache nach wegläugnet.' ‚Es existirt in dem Menschen eine thätige, von allen übrigen Kräften unabhängige Kraft, einem zuverlässigen, aber geheimen Geseze zufolge auch allen Neigungen entgegen zu handlen. Diese Kraft ist sein freier Wille. Unerklärbar bleiben freilich die Einwürfe der Deterministen; aber ihr System kann dennoch darum nicht angenommen werden, weil 1., Determinismus auch Fatalismus ist,[5]) und weil 2., unser ganzes Gefühl widerspricht, da wir uns bewusst sind, dass das Vermögen Vorstellungen hervorzubringen nicht Princip der Thätigkeit, des Wirkens sein kann.' ‚Das Dasein der Gottheit erkennt man an dem Dasein der Welt, wie an einem Zeichen;[6]) wie jener Mathematiker an den mathematischen Figuren, die er auf einer wüsten Insel im Sande fand, die Anwesenheit von Menschen, und jener Maler an Einem

[1]) vgl. Jacobi, werke 1, 268. 295. 4, 1, XX. 240. 6, 210. 221.
[2]) vgl. briefe v. Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 119.
[3]) unter Jacobis später gedruckten aphorismen (werke 6, 131) finden sich die hier mitgeteilten sätze nicht; vielleicht sind die im auserl. briefw. 2, 64 erwähnten *cahiers pleins de réflexions* gemeint.
[4]) vgl. Jacobi, werke 1, 245. 2, 55. 4, 1, XLII. 210. 223. 6, 138. 208.
[5]) vgl. Jacobi, werke 4, 1, 55. 65.
[6]) vgl. Humboldt an Jacobi 3; Jacobi, werke 1, 251. 402. 6, 153. 155. 157.

einzigen Pinselstrich den Correggio. Allein dieser Mathematiker und dieser Maler musste Mathematiker und Maler sein, um so zu urtheilen.' (Eben so schien er nun auch im Menschen ein Gefühl, oder irgend etwas andres vorauszusezen, dass erfordert würde, um Gott auf diese Weise zu erkennen.)

Soweit der bericht in Humboldts reisetagebuch. zweierlei ersehen wir vor allem aus demselben mit grosser klarheit. einerseits die begeisternde wirkung, die Jacobis persönlichkeit und das leben in seinem hause auf Humboldt ausübten; es gieng ihm in diesem puncte wie allen übrigen, die Jacobi in seiner liebenswürdigen gastfreundschaft kennen lernten, er war bezaubert. andrerseits aber spiegelt sich schon in diesen aufzeichnungen, was sich später im briefwechsel beider männer noch eingehender darlegt, die grosse differenz zwischen der philosophie Jacobis (vgl. über sie Zirngiebl, Friedrich Heinrich Jacobis leben, dichten und denken, Wien 1867, und besonders Harms, über die lehre von Friedrich Heinrich Jacobi, philol. u. hist. abh. d. berliner akad. 1876, 1, 1) und dem durch Kants strenge schule gebildeten ideensystem Humboldts; beide philosophischen richtungen waren im strengsten sinne unvereinbar und auch die grösste liebevollste begeisterung für Jacobi konnte Humboldt die grosse kluft ihrer beiderseitigen überzeugungen nicht überbrücken helfen, so sehr er auch durch seine briefe an seinem teile, natürlich mit der dem so viel jüngeren gebührenden behutsamkeit und mässigung, auf eine einigung hingearbeitet hat.

Beide jedoch waren nach jenem fünftägigen philosophierenden zusammensein für einander begeistert, einem jeden lebte das andenken an diese erbaulichen und inhaltreichen tage im herzen. beide haben, was sie für einander empfanden, dem gemeinschaftlichen freunde Forster, dem sie ihre bekanntschaft verdankten, brieflich ausgesprochen. Humboldt schreibt am 10. november (ges. werke 1, 272): ‚Jacobi empfieng mich mit der grössten und unerwartetsten freundschaft, mit einer freundschaft, die mich stolz gemacht haben würde, wenn ich nicht gewusst hätte, dass ich sie allein Ihrer gütigen empfehlung dankte. ich wohnte bei ihm, aber ohne die vermittlung eines Mainzers wäre er wohl schwerlich mit einem so eigentlichen Berliner, als ich bin, mit einem freunde Engels, Herzens, Biesters und so vieler andrer antijacobiten so nahe zusammengetreten. ich bin Ihnen in der tat herzlich für seine bekanntschaft verbunden. sein umgang war mir über alles interessant. er ist ein so vortrefflicher kopf, so reich an neuen, grossen und tiefen ideen, die er in einer so lebhaften schönen sprache vorträgt; sein charakter scheint so edel zu sein und gegen mich war er so gütig und liebreich, dass ich in der tat nicht entscheiden mag, ob er zuerst mein herz oder meinen kopf gewonnen hat. er hat mir erlaubt und versprochen die verbindung mit ihm durch einen briefwechsel zu unterhalten. wenn er, wie ich hoffen kann, wort hält, so verspreche

ich mir noch sehr viele angenehme stunden davon.' und Jacobi schrieb am 16. november (werke 3, 513): ‚W. von Humboldt ist bis den fünften bei mir geblieben und ich hätte ihn herzlich gern noch länger behalten . . . Humboldt ist ein speculativer kopf, wie es wenige giebt, und er hat sich bei dem einsammeln seiner kenntnisse mit einer weisheit einzuschränken und zu beraten gewusst, die ich kaum weniger als sein speculatives genie selbst bewundre. seit dem tode meines freundes Wizenmann ist es mir nicht begegnet, dass ich so nach herzenslust hätte philosophieren können, wie diese sechs tage mit Humboldt.'

Kurz nachdem Humboldt (8. november) nach Göttingen zurückgekehrt war, begann er denn auch seinem versprechen gemäss briefe an Jacobi zu schreiben. ich wende mich jetzt zur einzelerklärung derselben.

1.

Nach einer randbemerkung Jacobis (vgl. über diese eigenheit briefw. zw. Goethe u. Jacobi VI) empfangen am 28. november, beantwortet am 15. december 1788.

endlich . . . habe ich musse (s. 1)] auch in briefen an Henriette Herz und Caroline von Dacheröden erwähnt Humboldt die ungeheure last von geschäften, die nach seiner rückkehr von der reise zu erledigen waren; ‚noch nie erinnere ich mich einer zeit, in der ich so wenig zu mir selber komme als jetzt' (briefe v. Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 108. 109. 116; deutsche rundsch. 1890/91, 10, 264).

Sie erlaubten mir ja die verbindung mit Ihnen durch einen briefwechsel zu unterhalten (s. 1)] am 10. november schreibt Humboldt an Forster (ges. werke 1, 272): ‚er (Jacobi) hat mir erlaubt und versprochen die verbindung mit ihm durch einen briefwechsel zu unterhalten. wenn er, wie ich hoffen kann, wort hält, so verspreche ich mir noch sehr viele angenehme stunden davon.'

wie sehr es unsern geist und unser herz erhebt, wenn uns männer, für die wir von wahrer und tiefer verehrung durchdrungen sind, einiger aufmerksamkeit würdigen (s. 1)] ähnlich am 10. november an Forster (ges. werke 1, 271): ‚es ist ein so edles und grosses vergnügen sich von männern, deren kopf und herz gleich tiefe achtung einflössen, einiger aufmerksamkeit gewürdigt zu sehen.' (wo meine citate der briefe Humboldts an Forster vom gedruckten texte abweichen, beruhen meine lesungen auf den mir von Tegel aus übersanten abschriften der originale, die Humboldt 1828 für Therese Huber zum druck hat anfertigen lassen.)

in Ihrem Hume (s. 1)] in seinem Breslau 1787 erschienenen buche: David Hume über den glauben oder idealismus und realismus (wiederabgedruckt werke 2, 125) erzählt Jacobi (werke 2, 180) von der enthusiastischen begeisterung, die die liebenswürdige art in ihm erregte, mit welcher der mathematiker Lesage in Genf, sein ver-

ehrter lehrer, sich um seine philosophische fortbildung verdient machte.

da ich Wolf nun so ziemlich gefasst hatte und ehe ich Kant las (s. 2)] vgl. über Humboldts philosophische vorbildung die anmerkung zu s. 6.

es kam mir alles so trocken, so blosses gerippe ohne geist und leben vor (s. 2)] ähnlich am 28. september 1789 an Forster (ges. werke 1, 281): ‚überhaupt ist es doch sonderbar, wie die philosophie, die gerade am meisten einer grossen fülle, eines reichtums von ideen fähig wäre, noch immer auf eine so unfruchtbare weise behandelt, zu einem fleisch- und marklosen gerippe gemacht wird, wie nur die wissenschaften es sein sollten, die sich bloss mit analysierung selbstconstruierter begriffe, also im eigentlichsten verstande mit bloss formellen ideen beschäftigen.'

scharfsinn und tiefsinn, wie Sie einmal . . . sehr glücklich unterschieden (s. 2)] Humboldt kannte diese unterscheidung wohl zunächst aus Jacobis gesprächen (vgl. oben s. 94); doch begegnet sie häufig bei ihm auch in seinen schriften. die hauptstelle ist werke 4, 1, 49: ‚wenn es zu allen zeiten nur wenige menschen gegeben hat, die mit innigem ernste nach der wahrheit rangen, so hat sich dagegen auch die wahrheit jedem unter diesen wenigen auf irgend eine weise mitgeteilt. ich entdeckte diese spur, verfolgte sie unter lebendigen und toten und wurde je länger je inniger gewahr, dass echter tiefsinn eine gemeinschaftliche richtung hat wie die schwerkraft in den körpern, welche richtung aber, da sie von verschiedenen puncten der peripherie ausgeht, eben so wenig parallele linien geben kann als solche, die sich kreuzen. mit dem scharfsinne, welchen ich den sehnen des cirkels vergleichen möchte und der oft für tiefsinn gehalten wird, weil er tiefsinnig über verhältnisse und form ist, verhält es sich nicht eben so. hier durchschneiden sich die linien, soviel man will, und laufen zuweilen auch einander parallel. eine sehne kann so nah am durchmesser gezogen werden, dass man sie für den durchmesser selbst ansieht; sie durchschneidet aber dann nur eine grössere menge radien, ohne aufzuhören eine sehne zu sein.' vgl. ferner werke 2, 227; auserl. briefw. 1, 363. 2, 283. Humboldt adoptierte diese begriffe: vgl. an Jacobi 20; an Schiller [2] 21. 22. 268.

um mich eines kantischen ausdrucks zu bedienen (s. 2)] diesen ausdruck kann ich bei Kant nicht nachweisen.

hält man nichts eher für wahr, als bis man es selbst angeschaut hat (s. 2)] aus Jacobis gesprächen: vgl. oben s. 92.

indem man den gegenstand immerfort herumwendet und wieder von neuen seiten betrachtet (s. 3)] ebenfalls ein gedanke aus Jacobis gesprächen (oben s. 92); vgl. ferner an Jacobi 19; an Forster ges. werke 1, 280.

das dasein gottes durch das dasein der welt gleichsam als das

zeichen davon (s. 3)] ebenfalls aus Jacobis gesprächen: vgl. oben s. 95 und anm. 6.

mir scheint das letztere unmöglich (s. 3)] vgl. s. 8. 16. 17. 20. 27. 30.

würde ich für sensation, nicht für perception halten (s. 3)] Humboldt braucht diese worte hier in Jacobis sinne, wie sie dieser in seinen gesprächen definiert hatte (vgl. oben s. 92); ebenso s. 17. 19. 31. wichtig ist noch folgende stelle aus Jacobis aphorismen (werke 6, 136): ‚die perceptionsfähigkeit, das vermögen die gegenstände aus sich herauszustellen, sich über sie zu erheben, um sie zu betrachten, ist objectiv und die grundlage zu des menschen königlicher würde'; vgl. auch werke 6, 249.

Merrem (s. 3)] Blasius Merrem, geboren 1761 in Bremen, 1781 privatdocent in Göttingen, 1784 professor der mathematik und physik, seit 1794 auch der cameralwissenschaften in Duisburg, 1804 professor der oeconomie, cameralwissenschaften und botanik in Marburg, gestorben 1824; seine schriften bei Poggendorf, biogr. lit. handwb. 2, 125. vgl. Goethe an Jacobi 141; werke 25, 152. 225 Hempel.

Hasencamp (s. 3)] Friedrich Arnold Hasencamp, rector des gymnasiums zu Duisburg, gestorben 1795; seine schriften bei Meusel, lex. d. v. j. 1750—1800 verst. d. schriftst. 5, 205.

Plessing (s. 3)] Friedrich Victor Lebrecht Plessing, geboren 1749 in Belleben, 1768 student in Göttingen, 1779 in Königsberg, 1782 doctor der philosophie, seit 1783 in Wernigerode im elternhause, september 1788 professor der philosophie in Duisburg, gestorben 1806; genauere biographie von Jacobs allg. d. biogr. 26, 277. bekannt ist er besonders durch seine beziehungen zu Goethe: vgl. dessen werke 25, 139 Hempel, sowie Goethe an Jacobi 141. ein urteil Hamanns über ihn Jacobi, werke 4, 3, 371.

Lichtenberg (s. 4)] Georg Christoph Lichtenberg, geboren 1742 in Oberramstadt, 1769 ausserordentlicher, 1775 ordentlicher professor der naturwissenschaften in Göttingen, 1788 hofrat, gestorben 1799. vgl. über ihn Jacobi, werke 3, 514; aus Jacobis nachl. 1, 29; ein brief von ihm an Jacobi ist auserl. briefw. 2, 123 gedruckt. auch s. 23 wird er erwähnt.

Heyne (s. 4)] Christian Gottlob Heyne, geboren 1729 in Chemnitz, 1763 professor der altertumswissenschaft in Göttingen, 1770 hofrat, 1801 geheimer justizrat, gestorben 1812; sein leben hat sein schwiegersohn Heeren beschrieben (hist. werke 6, 1). über sein verhältniss zu Jacobi vgl. dessen werke 3, 467; auserl. briefw. 2, 168. 180, wo auch 2, 23 ein brief von Jacobi an ihn gedruckt ist. auch s. 23 ist er erwähnt.

Reuss (s. 4)] Jeremias David Reuss, geboren 1750 in Rendsburg, 1770 privatdocent in Tübingen, 1782 ausserordentlicher professor der philosophie in Göttingen, 1785 ordinarius der gelehrten-

geschichte, 1789 unterbibliothekar, 1803 hofrat, 1814 oberbibliothekar, gestorben 1837; vgl. Carstens allg. d. biogr. 28, 309.

Ihrem zettel (s. 4)] derselbe liegt dem briefe bei und lautet:

Jordanus Brunus.
NB. Della causa, principio è uno . . .
a d. Venezia 1584. in 8vo
a d. De l'Infinito Universo. Ven. 1584. in 8vo
Joh. Bapt. Vico.
Principi d' una Scienza nuova.
a d. Annotazioni a' Principi della Scienza nuova. Napoli. 1730. 8o.
Lord Herbert von Cherburi.
a d. De veritate. London 1645 in 4to
In dieser Ausgabe finden sich noch zwey andre Abhandlungen von ihm
1 De causis errorum.
2 De religione Laici.

Giordano Brunos bücher sind werke 4, 2, 5 verwertet.

Ihren herrn sohn sehe ich jetzt täglich, da wir ein collegium zusammen hören (s. 4)] Jacobis zweiter sohn, Georg Arnold, geboren 1766 in Pempelfort, bei Claudius, dann bei der fürstin Gallitzin erzogen, machte mit Stolberg eine reise nach Italien, später geheimer regierungsrat, gestorben 1845 (seine schriften bei Goedeke, grundr. [2] 4, 274); vgl. über ihn auserl. briefw. 1, 359. 421. 2, 23. 62. 140; aus Jacobis nachl. 1, 27. 39. 61. 154; briefw. zw. Goethe u. Jacobi 61. 69. 70. 109. 113. 129. 153. 159. 164. im alter schreibt Humboldt an Charlotte Diede (an eine freund. [2] 2, 64): ‚er (Georg Jacobi) studierte mit mir zugleich in Göttingen . . . er war ein guter mensch und sehr fleissig, doch vermied ich seinen umgang, da er für meine neigung in zu viele studentengesellschaften verwickelt war.' wahrscheinlich war das gemeinsam gehörte colleg eins bei Lichtenberg, da dieser kurz darauf erwähnt wird und Humboldt erweislich zwei semester bei ihm gehört hat (Lichtenberg, verm. schr. 8, 31).

Ihren demoiselles schwestern (s. 4)] zwei halbschwestern, Charlotte und Helene, lebten bei Jacobi im hause, von denen namentlich Helene ihm als geistesgenossin nahestand; vgl. über sie Jacobi, werke 4, 3, 386. 395; auserl. briefw. 1, 452; aus Jacobis nachl. 1, 9. 154. 263. 2, 9. 155; Goethe an Jacobi 8. 80.

eine farce (s. 4)] ist nicht erhalten.

2.

Nach Jacobis randbemerkung empfangen am 14., beantwortet am 20. und 27. februar 1789.

drei wochen war ich verreist (s. 5)] vgl. die anmerkung zu s. 10.

vierzehn tage krank (s. 5)] vgl. deutsche rundsch. 1890/91, 10, 268.

ich bin in der wolfischen philosophie gesäugt und gross gezogen worden und in Kants und andrer systeme stahl ich mich nur hinüber zu einer zeit, da Justinian mit der ganzen last seiner gesetze auf mir lag, und an einem ort, wo (verzeihen Sie, dass ich einen hämischen recensenten ausschreibe) wo ein populärer philosoph die metaphysik populärisiert (s. 6)] als schüler und freund der berliner aufklärer war Humboldt natürlich in dem damals allgemein herrschenden wolfschen system erzogen worden. sein philosophischer lehrer war in erster linie Johann Jakob Engel, in dessen sinne denn auch Humboldts erster philosophischer aufsatz (ges. werke 3, 103) durchaus geschrieben ist: in ihm bekennt er selbst (s. 108) Engel den grössten teil seiner bildung zu verdanken (vgl. auch Haym, Wilh. v. Humboldt 8). interessant ist ein geständniss Engels in einem briefe an Campe aus dem jahre 1786, also aus der zeit, wo er auf Humboldt den grössten einfluss hatte (Leyser, Joach. Heinr. Campe 2, 127): ‚überdem ist jetzt die metaphysik in so einer verwirrung, so in ihren ersten principien erschüttert, dass man sie ganz von vorne zu durchdenken hat, wenn man sich in seinem system festsetzen will.' der urheber dieser erschütterung, die auch Humboldt, wie er s. 2 erzählt, bald genug auf sich wirken fühlte, war kein andrer als Kant; es musste ihm daher als eine notwendigkeit erscheinen sich mit dessen system bekannt zu machen, von dem zwar überall viel gesprochen wurde, das man aber damals noch wenig aus eigner vertiefung in dasselbe kannte. auf der universität zu Frankfurt, wo Humboldt den winter 1787/88 zubrachte, mitten unter einer erdrückenden menge juristischer pflichtarbeiten, hat er zum ersten male Kant studiert, wahrscheinlich zunächst nur die kritik der reinen vernunft, bald wohl auch die metaphysik der sitten. unter den frankfurter docenten erwähnten besonders Daries und Behrends kantische ideen in ihren vorlesungen: wir wissen nicht genau, wem Humboldts anspielung vom popularisieren gilt (vgl. übrigens Bruhns, Alex. v. Humboldt 1, 53). auch in Göttingen fand er niemand, der eigens die werke Kants zum gegenstand einer vorlesung gemacht hätte, und war also auch hier auf seine eignen privaten bemühungen sich Kants ihm von anfang an äusserst sympathisches system anzueignen angewiesen. ‚ich studiere jetzt schrecklich den Kant' schreibt er am 8. februar 1789 an Henriette Herz (briefe v. Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 120); ähnlich wiederholt in den folgenden jahren (vgl. an Jacobi 14. 36; an Körner 2; an Wolf ges. werke 5, 89). Kants philosophie, vor allem ihr theoretischer teil (über den praktischen vgl. die anmerkung zu s. 14), gab Humboldt nach einer vorübergehenden zeit des zweifels für sein ganzes leben einen festen standpunct in metaphysischen fragen: sie erschien ihm als die wahre philosophie schlechthin (an Goethe 153; an Wolf ges. werke 5, 112). sein letztes urteil über Kant ist die meisterhafte und objectivklare schilderung seiner art und seines verdienstes in der einleitung zu seinem briefwechsel mit Schiller ([2] 21); vgl. Haym,

Wilh. v. Humboldt 612. — der ‚hämische recensent' ist ein anonymer kritiker, der in der nummer der jenaer literaturzeitung vom 10. januar eine besprechung von Tittels antikantischem buch über kantische denkformen oder kategorien mit den worten schliesst (jen. lit. zeit. 1789, 1, 76): ‚nur sehr ungerne und bloss in rücksicht auf den zeitverderbenden und kopfverwirrenden unfug, der gegenwärtig von so manchem unberufenen gegner und verteidiger der kantischen philosophie getrieben wird, haben wir uns bei dieser äusserst unbedeutenden lucubration so lange aufgehalten, ohne dass wir hoffen könnten herrn Tittel und seines gleichen zu überzeugen, dass etwas mehr dazu erfordert werde, um die kritik der vernunft zu kritisieren als um ein populäres compendium der populären philosophie zu popularisieren.'

dass Ihr Spinoza schon ostern erscheint (s. 6)] Jacobi arbeitete damals an einer neuen vermehrten auflage seiner zuerst 1785 erschienenen briefe über die lehre des Spinoza, welche ostern 1789 erschien; vgl. Jacobi, werke 3, 515. 519. 521. 529. 4, 3, 322; auserl. briefw. 1, 409. 437. 494. 495; an Goethe 122.

Ihres briefs an Windischgrätz (s. 6)] es ist derselbe aufsatz, der nachher brief über die freiheit genannt wird; er war in französischer sprache geschrieben, ist jedoch nie gedruckt worden. — Joseph Nicolaus graf von Windischgrätz, geboren 1744, obersterblandmeister in Steiermark, gestorben 1804 (vgl. Meusel, d. gel. Teutschl. 8, 549). Jacobi erwähnt ihn werke 3, 520. 526; auserl. briefw. 1, 510. 2, 3. 4; ein brief Jacobis an ihn steht auserl. briefw. 2, 63.

Ihre widerlegung Herders (s. 6)] sie bildet die fünfte beilage in der neuen ausgabe der briefe über Spinoza (werke 4, 2, 81); vgl. ferner Kants urteil (Jacobi, werke 3, 523) und über den ganzen antagonismus zwischen Jacobi und Herder Haym, Herder 2, 271. 284. — Jacobi sante damals die beilagen zum Spinoza noch vor dem erscheinen des buches an seine freunde, so auch an Forster (vgl. Forster, briefw. 1, 732. 741. 760. 780).

warum glauben wir einen gott? (s. 8)] Humboldts eigne ansichten darüber spricht er ausführlich in einem briefe an Henriette Herz aus (briefe v. Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 119).

mag aber auch solch eine philosophie möglich sein? (s. 8)] im märz schreibt Humboldt an Forster (ges. werke 1, 273): ‚dass Sie es Jacobi ans herz gelegt haben, dass man vom übersinnlichen schlechterdings keine idee haben kann, freut mich sehr. er ist zwar zu sehr philosoph, um es begreifen, erklären zu wollen; aber er glaubt es doch anschauen zu können. ich gestehe Ihnen gern, dass ich davon keine idee habe und dass ich fürchte, es kann leicht zur schwärmerei führen.'

ich gerate in gefahr in einen allgemeinen skepticismus zu versinken (s. 8)] an Körner 11 nennt sich Humboldt selbst einen skeptischen kopf.

der unphilosophische Wöllner sagt es ihm in allen religions- und censuredicten nach (s. 8)] Descartes hatte den zweifel an allem als theoretischen grundsatz seiner philosophie aufgestellt, der dann durch selbsterkennende nüchterne forschung in befriedigende resultate umgebildet werden müsse; ähnliche gedanken von der üblen wirkung des zweifels und der meinungsverschiedenheit auf das denken und leben der menschen brachte Wöllner (seit 1788 preussischer staats- und justizminister und chef des geistlichen départements) in seinen berühmten edicten (dem religionsedict vom 9. juli und dem censuredict vom 19. december 1788) vor, deren wirkung in Göttingen aus Leyser, Joach. Heinr. Campe 2, 307 zu ersehen ist.

so oft ich sie auf das naturrecht anwenden will (s. 10)] naturrecht war ein lieblingsstudium Humboldts: vgl. ges. werke 1, 281. 289; Bruhns, Alex. v. Humboldt 1, 28 anm.

über meine reise (s. 10)] vgl. auch deutsche rundsch. 1890/91, 10, 267. 269; Schiller u. Lotte [3] 1, 197.

Emperius (s. 10)] Johann Ferdinand Friedrich Emperius, geboren 1759, professor am braunschweiger carolinum, gestorben 1822; vgl. s. 15.

Weishaupt (s. 11)] Adam Weishaupt, geboren 1748 in Ingolstadt, 1772 ausserordentlicher, 1775 ordentlicher professor des natur- und kanonischen rechts, stifter des illuminatenordens, 1786 legationsrat, dann hofrat in Gotha, gestorben 1830 (vgl. Goedeke, grundr. [2] 4, 181).

Ewald (s. 11)] Schack Hermann Ewald, geboren 1745 in Gotha, 1784 hofmarschallamtssecretair, 1798 hofsecretair, 1803 rat, gestorben 1822 (vgl. Goedeke, grundr. [2] 4, 386).

herrn Schenks recension (s. 11)] Johann Heinrich Schenk, geboren 1748 in Düsseldorf, privatsecretair Jacobis, 1787 syndicus der ritterschaft im grossherzogtum Berg, 1793 militairoeconomierat in Jülich und Berg, 1799 geheimer finanzreferendar in München, 1808 geheimer rat, gestorben 1813 (genaueres bei Heigel allg. d. biogr. 31, 47). urteile Jacobis über ihn werke 4, 3, 164. 178. 256. 257. 259. 270. 272. 385; auserl. briefw. 1, XXVIII; aus Jacobis nachl. 1, 74. 2, 10. — Schenk hatte die anonym erschienenen ‚freimütigen betrachtungen eines weltbürgers zum wohl von Aachen' recensiert (jen. lit. zeit. 1788, 4, 847); vgl. darüber F. K. J. Schütz, Christ. Gottfr. Schütz 2, 185.

meine arme geburt in der gothaischen zeitung (s. 11)] gemeint ist folgende recension desselben buches in der nummer vom 17. januar der gothaischen gelehrten zeitung (s. 36):

Frankfurt und Leipzig.

Freymüthige Betrachtungen eines Weltbürgers, zum Wohl von Aachen, bey Gelegenheit der bevorstehenden Constitutionsverbesserung dieser Reichsstadt. 1788. 38 Seiten in gr. 8. Die öffentliche Aufforderung der zu Verbesserung der Aachner Constitution niedergesetzten Commission veranlasste den Verf. dieser kleinen Schrift,

seine Gedanken über diesen Gegenstand dem Publikum mitzutheilen. Er ist, wie er selbst gesteht, kein Einwohner der Stadt, hat aber während seines längern Aufenthalts daselbst Gelegenheit gehabt, mit ihrer ganzen Verfassung und allen ihren Einrichtungen vertraut zu werden. Er hebt bloss aus der Aachner Constitution heraus, was die Fabriken und den Handel betrift. Ueber die eigentliche Verwaltung der Regierungsgeschäfte sagt er nur wenig; doch leuchtet auch aus diesem Wenigen die strengste Unpartheylichkeit hervor, und nur eines zu lebhaften Enthusiasmus für die Freyheit des Volks, möchten ihn die beschuldigen, welche die aristokratische Form mehr begünstigen. Wunderbar ist es, dass die Aachner Fabriken bey den vielen Hindernissen, welche ihnen die Verfassung in den Weg legt, sich noch zu dem jetzigen Flor haben emporschwingen können. Ueberall herrscht der strengste Zunftzwang; nicht genug, dass man nur bey städtischen Meistern arbeiten lassen darf, diese Meister selbst dürfen auch nur jeder vier Gesellen halten, und keiner zugleich Wollweber und Tuchscheerer seyn. Hierdurch entsteht bey den Meistern sehr natürlich Nachlässigkeit in der Arbeit, und Unredlichkeit mit der ihnen anvertrauten Waare. — Uebel, die um so schwerer auszurotten sind, da die Meister nicht unter einem fremden unpartheyischen Gericht, sondern unter dem Gericht ihrer eigenen Zunft stehen. Bey Banqueroutten gelten Rechtsgrundsätze, die geradezu allen Credit vernichten müssen. Ob der Wucher durch Gesetze eingeschränkt werden müsse, oder nicht? ist eine bestrittene, und vielleicht zu verneinende Frage, aber gewiss ist jeder darin mit dem Verfasser einig, dass es in mehr als Einer Rücksicht schädlich ist, Gesetze dagegen zu haben, und nicht über ihre Beobachtung zu wachen. Die Vorschläge des Verf. zu Abstellung dieser Missbräuche, scheinen reiflich überdacht, und nicht bloss theoretisch gut, sondern auch practisch ausführbar. So will er das Zunftwesen, weil es zu tief in die ganze Verfassung eingreift, nicht abgeschaft, sondern nur den damit verbundenen Zwang vermindert wissen. Noch vortreflicher und allgemein wichtiger ist die Stelle, welche den Zustand der Protestanten in Aachen betrift, die nicht bloss von allen Zünften ausgeschlossen sind, sondern sogar ihren öffentlichen Gottesdienst ausser dem Stadtgebiet, und ausserhalb des deutschen Reichs halten müssen. ‚Sonderbar genug,' sagt der Verf. ‚hat die Religion in Aachen Einfluss auf das Recht zu arbeiten, und Menschen zu ernähren!' Wie sehr passt diese trefliche Bemerkung noch auf die meisten andern Städte Deutschlands, wenn gleich nicht eben nur auf Katholiken und Protestanten! Die Intoleranz der Aachner schildert der Verfasser mit lebhaften Farben. Seine Sprache ist männlich und eindringend, und so streng er auch an seinen katholischen Grundsätzen hängt, so eifrig empfiehlt er doch Duldung und Einigkeit, und zeigt dadurch aufs neue, dass Toleranz sich sehr gut mit dem Geiste des ächten Katholicismus verträgt. Endlich erwähnt der Verf. des in Aachen bis zur Raserey

getriebenen und öffentlich geschützten Hazardspiels. Hier wird er heftiger. Doch wer verzeiht ihm diese Heftigkeit nicht gern bey einem solchen Gegenstande? — Es gelang nicht selten in unsern Tagen Schriftstellern, wichtige Verbesserungen in religiösen und politischen Angelegenheiten zu bewürken. Wie sehr wäre eine gleiche Genugthuung dem aufgeklärten, freymüthigen Verfasser gegenwärtiger Schrift zu wünschen!

Dem Inhalte und der Sprache nach völlig verschieden, obgleich durch gleiche Veranlassung entstanden, ist folgende Schrift über eben den Gegenstand:

Aachen.

Meine (P. J. F. Dautzenbergs) *Gedanken über die in unserer Vaterstadt vorzunehmende Verbesserung* u. s. f. 1788. 25 Seiten in 4. Man liest auf diesen wenigen Blättern fast gar nichts, als leere Declamation gegen *Einzelherrschaft* und *Herrschleidenschaft*, und alle gemachten Vorschläge betreffen mehr die äussere Form, als das Innere der Verfassung. Der Eifer gegen das Hazardspiel mag sehr gut gemeint seyn; ob es aber viel würken wird, es ein *Hyäneninstitut*, eine *Pandorenbüchse*, seine Vertheidiger *superkluge Egoisten* und *arggesinnte Planschöpfer* zu nennen; davon zu sagen, dass es *die Keime bürgerlichen Wohlstandes in unabsehbare Schlünde hinunterschleudert*, *die Regierung am Kappzaum führt*, u. s. f. — mag Recensent um so weniger entscheiden, da der Verf. entsetzlich, und sogar mit Epigrammen, gegen *Kritikaster* und *Buchstabenmenschen* zu Felde zieht.

es scheint, dass Dohm für diese besprechungen, namentlich für die zweite, Humboldt die directive gegeben hat.

3.

Nach Jacobis randbemerkung empfangen am 22. märz, beantwortet am 15. mai 1789.

Ihre letzte beilage (s. 12)] sie ist gedruckt werke 4, 2, 127 und ist in wirklichkeit die vorletzte. zwei tage später schreibt Humboldt an Forster (ges. werke 1, 274): ‚seine beilagen hat er (Jacobi) mir auch geschickt ... die letzte hat mir am meisten gefallen. schien sie Ihnen nicht auch meisterhaft?'

ich war krank (s. 12)] vgl. ges. werke 1, 274; deutsche rundsch. 1890/91, 10, 271.

von meinen briefen urteilen Sie zu gütig (s. 13)] Jacobi wollte sogar etwas davon drucken lassen (Bruhns, Alex. v. Humboldt 1, 86).

sehr begierig bin ich auf Ihre antworten (s. 13)] vgl. im briefe an Forster (ges. werke 1, 274): ‚bis jetzt hat er mir die antwort immer erst versprochen.' wie sich aus s. 27. 33 ergiebt, erschien diese antwort niemals: Jacobi hat nicht vermocht Humboldts kantisches system und seine angriffe auf das seinige zu widerlegen.

Sie wissen von dem berlinischen monument für die vier gelehrten (s. 13)] man plante in Berlin die aufrichtung eines obelisken mit

den medaillonbildern von Leibniz, Lambert, Sulzer und Moses Mendelssohn: vgl. berl. monatsschr. 12, 483 und Jacobi, werke 4, 3, 213.

dass Goethe schon durch Sie von mir weiss (s. 14)] am 15. februar hatte Jacobi an Goethe geschrieben (s. 121): ‚diesen (brief) erhielt ich gerade an einem morgen, wo ein trefflicher junger mann, herr von Humboldt aus Berlin, welcher einige tage bei mir zugebracht hatte, in meinem zimmer das letzte frühstück nahm . . . den ganzen vorigen abend hatten wir von dir geredet und uns mit dingen von dir beschäftigt. Humboldt wird dir künftigen herbst, wenn er nach Berlin zurückgeht, eine adresse von mir bringen. jetzt ist er in Göttingen und schreibt eine quasi juristische dissertation über die praescription in criminalfällen bei den alten.'

nur mit dem praktischen kann ich mich noch gar nicht vertragen (s. 14)] Humboldt nahm an dem formalen rigorismus der kantischen moral anstoss wie Schiller und verlangte wie Schiller, dass die moralische handlung aus liebe zur sittlichkeit und sittlichen schönheit geschehe, nicht aus einem uninteressierten gehorsam gegen das starre pflichtgebot; man vergleiche die oben s. 94 anm. 1 citierten stellen. später schwankten seine anschauungen zuweilen hin und her zwischen Kants und Schillers moralprincip; so schreibt er im october 1793 (an Körner 2): ‚alle zweifel, die ich sonst wohl gegen die kritik der reinen vernunft, selbst gegen die beiden moralischen werke hatte, sind mir jetzt rein verschwunden.' in der zeit des intimen verkehrs mit Schiller hieng er diesem in seiner sittlichen anschauung an; im alter war er wieder strengerer kantianer (vgl. auch briefw. zwischen Schiller u. Humboldt [2] 21. 24).

der roten (?) jubilate ungeachtet (s. 14)] zur jubilatemesse sollte der Spinoza erscheinen; vgl. s. 15.

4.

Nach Jacobis randbemerkung empfangen am 27. märz, beantwortet am 15. mai 1789.

ich werde wenige tage vor ostern nach Hannover und Braunschweig reisen (s. 15)] bis Braunschweig reiste Humboldt seinem bruder Alexander entgegen, der ostern ebenfalls die universität Göttingen bezog: vgl. Leyser, Joach. Heinr. Campe 2, 278; deutsche rundsch. 1890/91, 10, 272; Bruhns, Alex. v. Humboldt 1, 80.

5.

Nach Jacobis randbemerkung empfangen am 8. juni 1789.

Ihr buch (s. 16)] die neue auflage der briefe über Spinoza.

die drei citate s. 17 stehen in Jacobis werken 4, 2, 155. 4, 1, 26. 2, 174; das citat s. 19 werke 2, 170.

den sinn (s. 18)] vgl. Jacobi, werke 2, 270. 284.

gäbe es wirklich einen solchen sinn (s. 19)] im september 1789 schreibt Humboldt an Forster (ges. werke 1, 281): ‚die jacobische

philosophie, die nun wiederum da beobachten will, wo es noch unausgemacht ist, ob nur überhaupt ein sinn zum beobachten existiert.'

Biestern (s. 20)] Johann Erich Biester, geboren 1749 in Lübeck, 1772 advocat, 1773 lehrer in Bützow, 1777 secretair des ministers Zedlitz, 1784 bibliothekar in Berlin, gestorben 1816. er war mit Humboldt sehr befreundet und als herausgeber der berliner monatsschrift eins der häupter der berliner aufklärung. vgl. über diese ganze stelle Humboldts brief an Forster vom juli 1789 (ges. werke 1, 276): ‚er (Jacobi) schrieb mir in einem seiner letzten briefe einen sehr harten ausdruck über Biester. ich, der ich über Biester ganz anders denke und vielleicht bald auch in einem näheren verhältniss mit ihm stehe (?), wollte dies gern für die zukunft verhüten und schrieb ihm geradezu meine der seinigen völlig entgegengesetzte meinung. ich gestehe Ihnen, dass ich davon etwas für unser verhältniss befürchtete. aber ich wollte offen handeln. allein Jacobi hat vielmehr selbst einmal in Hannover mein urteil als einen beweis für Biesters charakter in völligem ernst angeführt.' wie Jacobi über Biester dachte, ergiebt sich aus auserl. briefw. 1, 505 (wo für die zwei sternchen der name Biester einzusetzen ist). 2, 8. 25; aus Jacobis nachl. 1, 83.

Mendelssohns metaphysisches verdienst (s. 20)] vgl. darüber an Goethe 105.

3. *juni* 89 (s. 21)] vom selben tage ist ein ungedruckter brief Humboldts an Karl von Laroche (im besitze des herrn dr. Paul Schwenke in Göttingen), aus welchem zugleich hervorgeht, dass Humboldt sich in diesen tagen auf dem lande und nicht in Göttingen befand.

6.

Nach Jacobis randbemerkung empfangen in Pyrmont durch Alexander von Humboldt am 19. juli, beantwortet am 11. september 1789.

in Hannover (s. 21)] ende juni war Humboldt fünf tage in Hannover mit Jacobi zusammengewesen: eine beschreibung seiner dortigen erlebnisse giebt er ausführlich nach seiner rückkehr in einem briefe an Forster (ges. werke 1, 275); vgl. auch ges. werke 1, 274 und deutsche rundsch. 1890/91, 10, 273.

güte seines herzens und seines charakters (s. 21)] ‚er ist wahrlich ein wackrer junge, der einmal viel nutzen stiften wird; sein herz, so boshaft er manchmal scheint, ist doch im grunde sehr gut' schildert Wilhelm den bruder an Henriette Herz (briefe v. Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 121).

die schwächen (s. 21)] hierüber schreibt Wilhelm an Henriette Herz (a. a. o.): ‚sein hauptfehler nur ist eitelkeit und sucht zu glänzen; die ursach davon aber ist, weil er nie ein starkes interesse des herzens gehabt hat.'

zwar hat er sich nur wenig mit metaphysik beschäftigt und erst seit kurzem Kant zu studieren angefangen (s. 21)] im januar 1791 schreibt Alexander selbst an Jacobi (aus Jacobis nachl. 1, 147): ‚so oft mir Ihr David Hume in die hand fällt und das ist nicht selten, denn das wenige, was ich davon verstehe, macht mich recht froh und das viele, was ich darin nicht verstehe, erregt wenigstens das dunkle gefühl von etwas noch erhabenerem und erfreulicherem.'

die witzigen einfälle (s. 22)] Alexander war zuweilen moquant: vgl. briefe v. Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 57. 98.

vor allen andern technologie (s. 22)] vgl. Bruhns, Alex. v. Humboldt 1, 69.

daneben beschäftigt er sich mit philologischen arbeiten (s. 22)] dies tat Alexander damals in sehr ausgedehntem masse und seine ersten (verlorenen) arbeiten waren technologisch-philologische: vgl. Wilhelms ges. werke 5, 103. 106; Alexander an Varnhagen 60. 223; Bruhns, Alex. v. Humboldt 1, 86.

charakter (s. 22)] ‚wir sind uns sehr gut, aber selten einig; darum sprechen wir auch sehr wenig zusammen; unser charakter ist zu verschieden' schreibt Wilhelm an Henriette Herz (briefe v. Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 57).

weil er sich selbst mit vielem eifer auf einige künste, zeichnen, kupferstechen, legte (s. 22)] vgl. Bruhns, Alex. v. Humboldt 1, 31. 69 und die schilderung der dem humboldtschen hause befreundeten frau von Briest aus dem januar 1785 (Caroline Fouqué, der schreibtisch 7); ‚Alexander . . . zeichnete, schon ehe er unterricht nahm, köpfe und landschaften; in der schlafstube der mutter hängen alle diese producte an den wänden.'

ich mehr fähigkeit ideen zu entwickeln, vergleichen, verarbeiten (s. 22)] so hat sich Humboldt stets charakterisiert im gegensatz zu den mehr productiven köpfen: vgl. an Schiller [2] 296; an Wolf ges. werke 5, 175; an Körner 102; an Goethe 86; an Welcker 128.

Feder (s. 23)] Johann Georg Heinrich Feder, geboren 1740 bei Baireuth, 1765 professor der philosophie in Koburg, 1768 in Göttingen, 1796 director des georgianums in Hannover, gestorben 1821 (vgl. Goedeke, grundr. [2] 4, 180); ein brief Jacobis an ihn im auserl. briefw. 1, 508; vgl. auch Leyser, Joach. Heinr. Campe 2, 307.

Rehberg (s. 23)] August Wilhelm Rehberg, geboren 1757 in Hannover, 1783 secretair des herzogs von York in Osnabrück, seit 1786 in der geheimen canzlei in Hannover, gestorben 1836 in Göttingen (genaueres bei Frensdorff allg. d. biogr. 27, 571). briefe von Jacobi an ihn im auserl. briefw. 1, 464. 2, 3. 68; vgl. auch Jacobi, werke 4, 2, 67; aus Jacobis nachl. 1, 150; Bruhns, Alex. v. Humboldt 1, 87; Humboldt, ges. werke 1, 275.

Mösers (s. 23)] Justus Möser, geboren 1720 in Osnabrück, 1747 advocat, 1768 geheimer referendar bei der regierung, ge-

storben 1794; vgl. Jacobi, auserl. briefw. 1, 324. 504 und Bruhns, Alex. v. Humboldt 1, 87.

7.

Nach Jacobis randbemerkung beantwortet nach Mainz den 9. september 1789. — im juli war Humboldt mit seinem früheren lehrer Joachim Heinrich Campe nach Paris gereist (vgl. deutsche rundsch. 1890/91, 10, 276; Charl. v. Schiller 2, 164; Haym, Wilh. v. Humboldt 26).

den mittag, als wir bei Wangenheims soviel über Campe scherzten (s. 23)] vgl. an Forster (ges. werke 1, 276): ‚fast den ganzen mittag über wurde von Campe und neuerer erziehung gesprochen. denken Sie sich nun, wie da raisonnement und déraisonnement, witzige und unwitzige einfälle auf einander gehäuft wurden. vorzüglich musste ich als Campens ehemaliger zögling immer mit gegenstand des gesprächs sein.'

das blosse erzählen ist eine traurige sache (s. 23)] Humboldt hatte bei seiner auf ideen gerichteten natur stets eine abneigung gegen erzählungen in briefen, an die sich keine betrachtungen anknüpften: vgl. an eine freund. [2] 1, 45. 121. 123. 205.

wäre nicht die politische lage jetzt gerade so wichtig (s. 24)] Humboldts im wesentlichen missbilligende ansichten über die französische revolution ergeben sich aus dem aufsatz ges. werke 1, 301 und aus den briefstellen an Schiller [2] 51. 52. 193; an Wolf ges. werke 5, 34; an Campe bei Leyser, Joach. Heinr. Campe 2, 313.

es fehlt mir beinah ganz an bekanntschaften (s. 24)] vgl. deutsche rundsch. 1890/91, 10, 276.

ich denke ... zu reisen (s. 24)] vgl. über den reiseplan noch ges. werke 1, 278. 283; deutsche rundsch. 1890/91, 10, 276; briefe v. Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 125.

Pfeffel (s. 24)] Gottlieb Konrad Pfeffel, geboren 1736 in Kolmar, 1773 director der kriegsschule, gestorben 1809. ‚Pfeffel', schreibt Humboldt im november an Forster (ges. werke 1, 289), ‚konnte ich schlechterdings kein interesse abgewinnen. doch ist er anders als ich ihn mir dachte: ich dachte mir so etwas sanftes empfindsames; das fand ich gar nicht, vielmehr eine art schnelligkeit, heftigkeit, ich möchte sagen etwas militairisches. indess sprach ich ihn nur ein paar stunden'; vgl. auch briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, 1, 124.

Schlosser (s. 24)] Johann Georg Schlosser, geboren 1739 in Frankfurt, 1773 badischer hofrat in Emmendingen, 1787 geheimer rat in Karlsruhe, 1794 nach Ansbach, 1796 nach Eutin, gestorben 1799; sein leben hat Nicolovius beschrieben Bonn 1844. über Humboldts beziehungen zu ihm vgl. oben s. 90; an Jacobi 43; briefe v. Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 124; ges. werke 1, 289; Martin, ungedr. briefe v. u. an Joh. Georg Jacobi 37.

Lavater (s. 24)] Johann Kaspar Lavater, geboren 1741 in Zürich, 1769 diaconus, 1775 pfarrer, gestorben 1801. über seine beziehungen zu Humboldt vgl. die anmerkung zu s. 25.

Sarasin (s. 24)] kaufmann in Basel.

von starkischen streitigkeiten (s. 24)] der oberhofprediger Stark in Darmstadt (vgl. oben s. 90) stand seit 1786 in hartnäckigem kampf, literarischem wie gerichtlichem, mit den berliner aufklärern, besonders Nicolai und Biester, weil man ihn des kryptokatholicismus beschuldigt hatte; durch verschiedentliche parteinahme unbeteiligter wurde der streit ein in den weitesten kreisen öffentlich bekannter.

wo Sie ja wohl selbst lange waren (s. 24)] vgl. Jacobi, auserl. briefw. 1, x.

die rehbergsche recension (s. 25)] Rehberg sollte die zweite auflage der briefe über Spinoza für die jenaer allgemeine literaturzeitung recensieren, jedoch wurde die recension nicht angenommen: vgl. s. 27; Jacobi, auserl. briefw. 2, 4; aus Jacobis nachl. 1, 150.

Ihren sohn in Aachen (s. 25)] Jacobis ältester sohn Johann Friedrich war kaufmann in Aachen: vgl. über ihn aus Jacobis nachl. 1, 147. 182. 2, 157. 200; F. K. J. Schütz, Christ. Gottfr. Schütz 2, 185; es ist derselbe, um den es sich in brief 24 handelt; vgl. auch s. 73.

8.

Nach Jacobis randbemerkung empfangen den 27., beantwortet den 29. october 1789.

bei meinem langen aufenthalte in Mainz und Zürich (s. 25)] über Mainz vgl. Forster, briefw. 1, 831. 832. 834; deutsche rundsch. 1890/91, 10, 276; briefe v. u. an Bürger 3, 250; über Zürich briefe v. Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 124; deutsche rundsch. 1890/91, 10, 276.

unsres lieben Forsters brief (s. 25)] Forster, briefw. 1, 834.

wie ich über Lavater dachte (s. 25)] vgl. oben s. 94. Jacobis empfehlungsbrief an Lavater steht auserl. briefw. 1, 505. wir haben noch drei ausführliche auslassungen Humboldts über seinen besuch bei Lavater: während er gegen Jacobi, der auf Lavater sehr viel hielt, sich vorsichtiger ausspricht, giebt er in einem briefe an Forster (ges. werke 1, 283) seinen unwillen und seine unbefriedigung mit der art des mannes offen kund; Carolinen von Beulwitz gegenüber (deutsche rundsch. 1890/91, 10, 276), die Lavater gleichfalls kannte und schätzte (vgl. lit. nachl. [2] 2, 136. 165. 175; Charl. v. Schiller 2, 33), drückt er sich wieder vorsichtiger aus; erwähnt wird Lavater dann noch briefe v. Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 124. 125. 128.

dass er genie habe (s. 26)] über Humboldts anschauungen von genie vgl. an Schiller [2] 29. 83. 166. 197; ferner zu unsrer stelle deutsche rundsch. 1890/91, 10, 276: ‚schon vorher schätzte ich wirklich seinen (Lavaters) tiefen, wenn auch vielleicht manchmal

schwärmerisch über das gebiet des wahren hinausschweifenden geist, der seine unterredungen oft so über alles interessant macht. um seinen charakter recht lieb zu gewinnen, muss man in der tat eine zeit lang mit ihm leben; wer wird dann nicht gern auch manche kleine schwachheit verzeihen?'

über die jetzige lage unsrer literatur (s. 26)] vgl. an Forster (ges. werke 1, 285. 286): ‚meine wichtigsten unterredungen mit ihm waren ... über deutsche schriftsteller und den massstab, nach dem man geistesproducte bei uns beurteilt .... über unsre literatur, darüber, dass so wenig producte erscheinen, aus welchen eigentlich genie hervorblickt, sagte er freilich manches gute. aber wen nahm er nun von dem allgemeinen verdammungsurteil aus? haben Sie je solche zusammenstellung gehört? Jacobi, Spittler und Löffler aus Gotha, den letzteren aber nur nach einem gespräch mit ihm, nicht nach seinen predigten, wonach er ihn nur für einen vornehmen philister gehalten hätte; denn philister ist ihm jeder, in dessen producten wohl richtigkeit der ideen, correctheit der sprache, eleganz der darstellung, aber nicht eigentliches genie ist.'

auch die physiognomik wurde nicht vergesseu (s. 26)] vgl. an Forster (ges. werke 1, 285): ‚es mag wohl viel schwärmerei darin liegen die ganze sinnenwelt so nur als eine art anzusehen, wie die unsinnliche erscheint, nur als einen ausdruck, einen chiffre von ihr, den wir enträtseln müssen; aber interessant bleibt die idee doch immer und, wenn man sich recht hineinträumt, schön die hoffnung immer mehr zu entziffern von dieser sprache der natur, dadurch (da das zeichen der natur mehr freude gewährt als das zeichen der convention, der blick mehr als die sprache) den genuss zu erhöhen, zu veredeln, zu verfeinern, die grobe sinnlichkeit, deren eigentlicher charakter es ist im sinnlichen nur das sinnliche zu finden, zu vernichten und immer mehr auszubilden den aesthetischen sinn als den wahren mittler zwischen dem sterblichen blick und der unsterblichen uridee.' Lavaters physiognomisches urteil über Humboldt selbst steht briefe v. Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 128 (vgl. auch an eine freund. [2] 2, 213). später in Paris wante sich Humboldt selbst einer art der physiognomik zu: die frucht dieser studien ist der aufsatz über das musée des petits augustins (ges. werke 5, 361; vgl. Haym, Wilh. v. Humboldt 185).

von meinem biesterianismus (s. 26)] Jacobi hatte dessen in seinem empfehlungsbriefe gedacht (auserl. briefw. 1, 505).

dass Sie meinen bruder ... in Ihr haus aufgenommen haben (s. 27)] vgl. Bruhns, Alex. v. Humboldt 1, 90.

Ettinger (s. 28)] buchhändler in Gotha.

9.

Nach Jacobis randbemerkung empfangen am 11. juli, beantwortet am 14. september 1790 (vgl. auserl. briefw. 2, 40).

meine ganze politische und häusliche lage hat sich . . . verändert (s. 28)] am 16. december 1789 hatte sich Humboldt in Erfurt mit Caroline von Dacheröden verlobt (vgl. Schiller u. Lotte [3] 2, 197. 199) und war anfang 1790 nach Berlin zurückgekehrt, wo er alsbald sein probejahr als referendar am kammergericht angetreten hatte (vgl. Haym, Wilh. v. Humboldt 33).

so mannigfaltige neue cirkel (s. 28)] vgl. Leyser, Joach. Heinr. Campe 2, 312; deutsche rundsch. 1890/91, 10, 280.

so hat die politik jetzt bei Ihnen die philosophie verdrängt (s. 30)] Jacobi nahm mehr und mehr anteil an der entwicklung der französischen revolution: vgl. s. 36; werke 3, 539; auerl. briefw. 2, 5. 11. 13. 19. 24. 45. 95; aus Jacobis nachl. 1, 118. 124; an Goethe 129.

die recension Ihres Spinoza in der literaturzeitung (s. 30)] sie findet sich jen. lit. zeit. 1790, 2, 401.

dass Ihre ganze philosophie so innig aus Ihrer ganzen art zu sein und zu denken hervorgeht (s. 30)] vgl. s. 82. hiermit trifft Humboldt den kernpunct, von dem eine beurteilung der jacobischen philosophie notwendig auszugehen hat: dieselbe ist aufs innigste mit seinem leben und menschlichen charakter verbunden, ja mit diesem eins; vgl. Jacobi, werke 4, 1, XII. XVI, sowie Humboldts spätere beurteilung von Jacobis art zu philosophieren aus Jacobis nachl. 2, 194.

bei Hemsterhuis' freilich vortrefflichem historischem aufsatz (s. 31)] Diokles an Diotima über den atheismus, in übersetzung bei Jacobi, werke 4, 2, 47.

das citat s. 32 steht Jacobi, werke 4, 1, 26.

Sie hatten die stelle angestrichen (s. 32)] angestrichen sind im original des briefes 5 die stellen *Ihre ganze art zu philosophieren* usw. (s. 16) und *das logische vermögen der seele* usw. (s. 18).

Goethe (s. 34)] Humboldt lernte ihn um die weihnachtszeit 1789 oder anfang 1790 kennen (vgl. Harnack viertelj. f. lit. gesch. 1, 228); genaueres über ihre ersten berührungen ist nicht bekannt. warum Goethe damals in unglücklicher stimmung war, kann ich nicht nachweisen, bemerke aber, dass ihm weihnachten 1789 sein sohn August geboren worden war.

Ihren freund Stolberg (s. 34)] Friedrich Leopold graf zu Stolberg, geboren 1750 in Bramstedt, 1789 dänischer gesanter in Berlin, 1791 regierungspraesident in Eutin, seit 1800 in Münster, gestorben 1819.

10.

Nach Jacobis randbemerkung empfangen am 28. august 1791, beantwortet am 19. januar 1794 (vgl. auserl. briefw. 2, 137).

der unterhaltung mit abwesenden freunden (s. 35)] ähnlich an Forster (ges. werke 1, 291) und Friedländer (Dorow, denkschr. u. briefe 4, 42).

das glück meiner schon in der tat einzigen lage (s. 35)] vgl.

ähnliche äusserungen an Forster (ges. werke 1, 294) und Henriette Herz (briefe v. Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 131).

Ihr letzter brief enthielt so eine hübsche stelle über das geschäftsleben (s. 35)] vgl. Jacobi, auserl. briefw. 2, 43: ‚was ich unaussprechlich bedaure, ist, dass bürgerliche und politische geschäfte Sie allmählich ganz verschlingen werden. werden Sie, ich bitte Sie flehentlich darum, der philosophie doch nicht ganz ungetreu. die bemühungen eines freien und markigen denkers, sei es auch bloss in nebenstunden, sind fruchtbarer als die schweissströme der leute vom handwerk. ja wohl handwerk! mir ist bei diesen leuten, als sähe ich einen lyoner modellpunctierer oder zugwerkknüpfer mit verachtung auf die ungefähren pinseleien eines Lesueur oder Poussin herabsehen. freilich kann man mit den händen die baumwolle nicht so fein spinnen als sie die spinnmaschine liefert, mit dem blossen auge nicht so weit sehen als mit Herschels sehrohr, aber ich denke, wir behalten dennoch unsre hände, unsre augen, unsre spontaneität.'

dass ich versprochen war, schrieb Ihnen . . . schon Alexander einmal (s. 35)] vgl. aus Jacobis nachl. 1, 153.

jetzt bin ich verheiratet (s. 35)] schilderungen aus seiner jungen ehe (die hochzeit war am 29. juni 1791 gewesen) und urteile über das heilsame dieser seiner lebensveränderung vgl. ges. werke 1, 291; Charl. v. Schiller 2, 171; an Welcker 18; Car. v. Wolzogen, lit. nachl. [2] 2, 36; an eine freund. [2] 1, 5. 39. 247. 2, 84.

von Dacheröden (s. 36)] vgl. über ihn Schiller u. Lotte [3] 1, 118 anm. 2; briefe v. Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 111.

Dohm (s. 36)] Christian Wilhelm von Dohm, geboren 1751 in Lemgo, 1776 professor am kasseler carolinum, 1779 kriegsrat und geheimer archivar in Berlin, seit 1783 im auswärtigen ministerium, 1786 preussischer gesanter in Köln, 1804 kammerpraesident in Heiligenstadt, 1807 westfälischer gesanter in Dresden, gestorben 1820 in Pustleben; sein leben hat Gronau beschrieben Lemgo 1824. er war in Berlin Humboldts lehrer gewesen (vgl. oben s. 90) und mit ihm wie mit Jacobi eng befreundet.

11.

Nach Jacobis randbemerkung empfangen am 31. juli 1795, beantwortet am 14. april 1796 (vgl. auserl. briefw. 2, 219). — zwischen diesem briefe und nr. 10 ist einer von Humboldt aus dem jahre 1794 verloren, auf den Jacobis antwort auserl. briefw. 2, 173 gedruckt ist. Humboldt hatte Jacobis 1794 erschienene neue ausgabe des Woldemar recensiert (jen. lit. zeit. 1794, 3, 801. 809. 817; wieder abgedruckt ges. werke 1, 185): vgl. über diese recension an Körner 36; briefw. zw. Goethe u. Jacobi 190. 194; Haym, Wilh. v. Humboldt 104. das manuscript dieser recension war mit jenem briefe an Jacobi abgegangen.

den 28. juli 1795 (s. 37)] vom selben tage ein brief an Schiller [2] 60.

Schiller (s. 37)] über seine bekanntschaft mit Humboldt, die besonders durch dessen jenaer aufenthalt 1794—95 zur engen freundschaft geworden war, vgl. Haym, Wilh. v. Humboldt 89.

da er eben krank war (s. 37)] vgl. an Schiller [2] 58. 60. 63.

von Ihrem aufsatz (s. 37)] zu Schillers horen: zufällige ergiessungen eines einsamen denkers (werke 1, 254). vgl. ferner zu und über Jacobis beteiligung an den horen: an Schiller [2] 61. 139; an Goethe 5; Urlichs, briefe an Schiller 191; briefw. zw. Schiller u. Goethe 1, 25. 78. 87 Spemann; Jacobi, auserl. briefw. 2, 203; briefw. zw. Goethe u. Jacobi 194. 202. 209.

ich werde noch etwa sechs wochen hier . . . bleiben (s. 38)] vgl. an Schiller [2] 63. 99. 127. 146. 154. 182; an Goethe 5. 7.

in zerstreuung und arbeitlosigkeit (s. 38)] vgl. an Schiller [2] 61. 67. 99. 287; an Goethe 6. 7; an Wolf ges. werke 5, 133. 149.

den braven Voss (s. 38)] Johann Heinrich Voss, geboren 1751 in Sommersdorf, 1778 rector in Otterndorf, 1782 in Eutin, 1802 nach Jena, 1805 nach Heidelberg, gestorben 1826. Humboldts verhältniss zu ihm ist aus folgenden briefstellen zu beurteilen: an Goethe 106. 221; an Wolf ges. werke 5, 115. 129. 147. 178. 208. 265. 310 und in Varnhagens denkw. u. verm. schr. [2] 5, 147; an Welcker 4. 111.

die prolegomena zu Wolfs neuem Homer (s. 38)] erschienen 1795; urteile Humboldts darüber vgl. an Schiller [2] 66; an Körner 42; an Goethe Goethejahrb. 8, 65; an Wolf ges. werke 5, 95. 111. 116. 119. 131. Jacobis urteil nebst bemerkungen Klopstocks und Stolbergs teilt Humboldt Wolf mit ges. werke 5, 166.

12.

Nach Jacobis randbemerkung empfangen in Wandsbeck am 9., beantwortet am 24. juni 1796.

von einem landbesuche, den ich in der gegend von Frankfurt an der Oder bei einem freunde . . . gemacht hatte (s. 39)] in Ziebingen bei Frankfurt bei seinem jugendfreunde Wilhelm von Burgsdorff: vgl. an Goethe 132 und über Burgsdorff Varnhagen, denkw. u. verm. schr. [2] 4, 402.

Berlin besuchen wollen (s. 40)] vgl. an Goethe 19: ‚Jacobi hat mir einen besuch hier versprochen; so viel freude es mir auch macht ihn wiederzusehen, bin ich doch etwas bange, wie ihm übrigens die Berliner behagen werden.'

dass wir nicht nach Karlsbad gehen (s. 40)] vgl. an Goethe 12; an Körner 53; an Wolf ges. werke 5, 165.

nach Burgörner . . . zu gehen (s. 40)] vgl. an Schiller [2] 245; an Goethe 20; an Wolf ges. werke 5, 123.

wenn nicht unser kleiner junge ein kaltes fieber bekommen (s. 40)] vgl. an Goethe 12. 20; an Wolf ges. werke 5, 165.

meine arme mutter ist seit einem jahre ... krank (s. 40)] vgl. an Schiller [2] 127; an Wolf ges. werke 5, 165.

Reventlows (s. 41)] graf Friedrich und gräfin Juliane Reventlow, geb. Schimmelmann, mit Jacobi sehr befreundet; sie wohnten in Emkendorf.

dass auch wir nach Italien gehen (s. 41)] vgl. über diesen plan, der dann nicht zur ausführung kam, s. 73; an Schiller [2] 98. 163. 182. 245; an Goethe 42; an Körner 70; an Wolf ges. werke 5, 181. 186. 197. 199.

ich lebe hier sehr einsam (s. 41)] vgl. an Schiller [2] 162. 194. 203. 209. 222. 239; an Goethe 15; an Wolf ges. werke 5, 168.

an den ergiessungen (s. 41)] vgl. oben die anmerkung zu s. 37.

als er im winter hier war (s. 42)] vgl. an Schiller [2] 239. 279.

er ist jetzt in Baireuth (s. 42)] vgl. Bruhns, Alex. v. Humboldt 1, 153.

13.

Nach Jacobis randbemerkung empfangen am 28., beantwortet am 29. juli 1796.

zu meinem plane (s. 42)] vgl. über diese reise noch die briefe an Wolf ges. werke 5, 170 und bei Varnhagen, denkw. u. verm. schr. [2] 5, 147.

über Plön, um den schönen see zu sehen (s. 43)] Jacobi beschreibt ihn in einem briefe an Heinse (aus Jacobis nachl. 1, 32): ‚grün und klar wie der zu Genf und in noch weit schönere gegenden gesenkt.'

Spalding (s. 43)] Georg Ludwig Spalding, geboren 1762 in Barth, sohn des berühmten predigers Johann Joachim Spalding, 1787 professor am grauen kloster in Berlin, gestorben 1811 in Friedrichsfelde. er wird erwähnt in briefen an Wolf ges. werke 5, 1. 2. 70. 125. 131. 167. 220. 241 und an Jacobi 44.

Vieweg (s. 43)] buchhändler in Berlin: vgl. briefe v. Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 109; an Wolf ges. werke 5, 204.

Bohn (s. 43)] buchhändler in Hamburg.

in Tremsbüttel (s. 43)] dort wohnten graf Christian und gräfin Louise Stolberg, geb. Reventlow.

Morris (s. 44)] kann ich sonst nicht nachweisen.

14.

Nach Jacobis raudbemerkung empfangen am 22. september, beantwortet am 4. october 1796 (vgl. auserl. briefw. 2, 235).

20. september 96 (s. 44)] vom gleichen tage ein brief an Wolf bei Varnhagen, denkw. u. verm. schr. [2] 5, 147.

in Françoisens schloss (s. 44)] vgl. s. 46. so hiess ein schloss des grafen Schimmelmann in Wandsbeck, in dem Jacobi wohnte; vgl. aus Jacobis nachl. 1, 193.

die recension des vossischen Homer (s. 45)] vgl. die anmerkung zu s. 46.

den précis der Genlis (s. 45)] Stéphanie Félicité Ducrest de st. Aubin, gräfin von Genlis, geboren 1746 bei Autun, erzieherin der kinder des herzogs von Orléans, gestorben 1830 in Paris. eine sehr ausführliche biographie steht in der biogr. univ. 16, 156; vgl. auch Fürst, Henr. Herz 164. gemeint ist ihr buch: précis de ma conduite pendant la révolution, Hamburg 1796.

Reimarus (s. 45)] Johann Albert Heinrich Reimarus, geboren 1729 in Hamburg, sohn des wolfenbüttler fragmentisten, 1757 praktischer arzt, 1796 professor der naturlehre am gymnasium, gestorben 1814 (vgl. Goedeke, grundr. [2] 4, 155); vgl. s. 53. 58. 73; Jacobi, werke 1, 341; auserl. briefw. 2, 188. 190. 326; aus Jacobis nachl. 1, 33. 305. ein brief Humboldts an frau Reimarus ist abgedruckt: aus Jacobis nachl. 2, 191.

Ihrem Max (s. 45)] Jacobis jüngster sohn, Karl Wigand Maximilian, geboren 1775 in Düsseldorf, studierte in Jena, 1797 doctor der medicin, dann arzt in Vaels bei Aachen, 1800 in Eutin, 1805 obermedicinalrat in München, 1812 in Salzburg, 1825 director der irrenanstalt in Siegburg, gestorben 1858; vgl. Bandorf allg. d. biogr. 13, 593. er wird noch erwähnt s. 52. 53. 58 und an Wolf ges. werke 5, 102; vgl. auch briefw. zw. Goethe u. Jacobi 151. 156. 157. 163. 174. 178. 183. 187. 189. 190. 193. 196. 201. 208. 215. 216. 217. 257.

15.

Nach Jacobis randbemerkung empfangen am 18. october, beantwortet am 12. november 1796.

Stinchen (s. 45)] Christine Reimarus, tochter des arztes Reimarus, frau des französischen ministers, späteren grafen Reinhard (1761—1837); vgl. s. 52. 58. 59. 73; Jacobi, auserl. briefw. 2, 324. 407; aus Jacobis nachl. 1, 305. 367. 369.

Poel (s. 45)] kaufmann in Altona, dabei philosophisch gebildet und von idealen interessen beseelt; vgl. s. 58. 73; aus Jacobis nachl. 1, 225. 318. ausführlich handelt über ihn Varnhagen, denkw. u. verm. schr. [2] 5, 476.

die recension des vossischen Homers (s. 46)] sie ist von August Wilhelm Schlegel und steht abgedruckt jen. lit. zeit. 1796, 3, 473. 489. 505. 513; vgl. noch an Schiller [2] 295 und an Wolf bei Varnhagen, denkw. u. verm. schr. [2] 5, 149.

so sehe ich mich oft vergebens nach principien um (s. 46)] über seine ansicht vom übersetzen spricht sich Humboldt sehr ausführlich an verschiedenen stellen aus: an Schiller [2] 138. 217; an Schlegel bei Klette, verz. d. v. A. W. Schlegel nachgel. briefsamml. VI; ges. werke 3, 13 (hier, in der vorrede zur Agamemnonübersetzung, am ausführlichsten und feinsten).

diese stellung ist seinem zeitalter angemessen (s. 47)] vgl. an Wolf

ges. werke 5, 87: ‚es kommen . . . unzählige stellen im Homer vor . . . wo erst ein satz geradehin avanciert wird und dann die einschränkung, bestimmung oder dergleichen hinterher folgt. dies ist natürlich der alten sprache so wie bei uns den gemeinen leuten eigen'; an Goethe 32.

dafür ist mir sprache ja ein symbol (s. 48)] vgl. über die symbolik der sprache noch: an Goethe 59; briefw. mit Schiller [2] 18. 19.

mit der allgemeinen ansicht des Homers (s. 48)] vgl. an Wolf (Varnhagen, denkw. u. verm. schr. [2] 5, 149): ‚bisher hat man den armen Homer wie einen modernen dichter behandelt; jetzt wird man bald anfangen ihn nicht mehr für einen dichter zu erklären ... alles, was nur nach kunst aussieht, soll nicht homerisch, sondern gleich alexandrinisch sein.'

über Schiller (s. 48)] in der nun folgenden beurteilung Schillers kehren eine menge von gedanken wieder, denen Humboldt auch sonst mehrfach ausdruck gegeben hat. ich stelle hier die wichtigsten orte zusammen, an denen er über Schiller sich geäussert hat, ohne im einzelnen, was hier zu weit führen würde, die belegstellen nach den einzelnen sätzen unsres briefes zu ordnen: an Schiller [2] 1—40. 57. 63. 64. 75. 78. 83. 156. 165. 166. 168. 170. 177. 178. 289; an Körner 48. 49. 59. 118. 143. 151. 153; an Goethe 225 und Goethejahrb. 8, 73; an Wolf ges. werke 5, 115. 263; Car. v. Wolzogen, lit. nachl. [2] 2, 55. 58. 60. 68; Charl. v. Schiller 2, 162; an Welcker 120. 154; an eine freund. [2] 1, 192. 2, 163; an Stein bei Pertz, leben Steins 6, 922.

wie ich aus Ihrem briefe sehe (s. 49)] der brief ist gedruckt auserl. briefw. 2, 236.

Ihr bild von den öfen (s. 50)] Jacobi hatte geschrieben (auserl. briefw. 2, 237), Carlos sei ‚ein kalter palast, worin die überheizten öfen riechen.'

wie unwahr erscheint uns die französische tragische bühne (s. 50)] vgl. darüber an Goethe 99.

wären wir meiner theorie nach den Griechen sehr nah (s. 51)] an Schiller [2] 146 spricht Humboldt von seiner ‚grille von der ähnlickkeit der Griechen und Deutschen'; vgl. auch an Goethe 18. 61. 205; an Wolf ges. werke 5, 152. 194.

im hellfeldschen hause (s. 52)] vgl. über Humboldts jenaer wohnung Litzmann, Schiller in Jena 110.

16.

Nach Jacobis randbemerkung empfangen am 29. november 1796.

dass er es . . . von Schiller weiss (s. 52)] vgl. an Wolf ges. werke 5, 172.

die, deren Sie erwähnen . . . geht auf Hermes (s. 52)] bisher hat man sie fälschlich auf Nicolai bezogen: vgl. Schiller 11, 100 Goedeke; Goethe 3, 244 Hempel.

die recension des Woldemars (s. 52)] vgl. die anmerkung zu s. 54.
ich bringe sie morgen selbst bis Erfurt (s. 53)] vgl. an Goethe 20.

17.

Nach Jacobis randbemerkung empfangen am 31. januar 1797.

die kränklichkeit meiner frau (s. 53)] vgl. an Goethe 23; an Wolf ges. werke 5, 173. 174.

meine frau ist . . . von einem sohne glücklich entbunden worden (s. 54)] vgl. an Goethe 24. 25; an Wolf ges. werke 5, 180. dieser sohn ist Theodor von Humboldt, über den in der anmerkung zu s. 74 gehandelt ist.

von der berüchtigten recension Ihres Woldemar (s. 54)] von Friedrich Schlegel, erschienen in Reichardts journal Deutschland, wieder abgedruckt charakt. u. krit. 1, 3, ferner jugendschr. 2, 72 Minor. vgl. über dieselbe Jacobi, auserl. briefw. 2, 244: ‚Sie haben gewiss schon längst im achten stücke des journals Deutschland die recension des Woldemar gelesen und sich des lachens über diesen seltsamen terroristen des kategorischen imperativs bei allem unwillen, den seine roheit und bosheit erregen muss, nicht enthalten können. seine herzensdummheit hat ihn so unpolitisch gemacht, dass er, vor meinem buche warnend, vernünftige und unvernünftige nur begieriger machen wird es anzusehen. wenn es jetzt auch pietisten und magier auf sein wort kaufen, so hat er es zu verantworten, dass sie um ihr geld betrogen wurden. aber höchst grausam ist es doch von diesem menschen, dass er erst so ängstlich und umständlich meine unschuld dartut, indem er zeigt, wie ich so ganz von natur das hässliche und verächtliche ding bin, das man vor augen hat, und dann doch auf die unglückliche missgeburt zuschlägt, als wenn sie sich selbst gemacht oder bestellt hätte'; aus Jacobis nachl. 1, 185; briefw. zw. Goethe u. Jacobi 216; Schiller an Goethe 1, 222 Spemann: ‚Humboldt wird Ihnen auch von einer recension des jungen Schlegels über Woldemar und von einem fulminanten grünen brief Jacobis über diese recension erzählen, was Sie sehr belustigen wird;' Friedrich Schlegel an August Wilhelm 288. 334; endlich Haym, d. rom. schule 227.

Wilhelm August (s. 54)] August Wilhelm Schlegel, geboren 1767 in Hannover, als student in Göttingen mit Humboldt bekannt (vgl. deutsche rundsch. 1890/91, 10, 259; an Schiller [2] 259), hauslehrer in Amsterdam, 1796 privatdocent, 1798 professor in Jena, 1801 nach Berlin, seit 1804 mit frau von Stael auf reisen, 1821 professor in Bonn, gestorben 1845; vgl. über ihn an Schiller [2] 96; an Goethe 228.

Friedrich (s. 54)] Friedrich Schlegel, geboren 1772 in Hannover, nach den studienjahren in Berlin, Jena, Paris, 1808 hofsecretair in Wien, gestorben 1829 in Dresden: vgl. über ihn die anmerkung zu s. 83; an Schiller [2] 193. 253. 270; an Körner 102; an Goethe 171. darüber, wie Friedrich Schlegel aesthetisch und philosophisch

zu Jacobi stand, belehren uns seine briefe an seinen bruder August Wilhelm: für Allwill ist er bis zum enthusiasmus begeistert (s. 49. 150), dagegen verhält er sich polemisch gegen Jacobis strengphilosophische arbeiten (s. 142. 201. 389. 420. 421).

in seiner recension des almanachs von 1796 *und, wie es heisst, auch von* 1797 (s. 55)] vgl. über diese recensionen (jetzt ebenfalls in Minors sammlung wieder abgedruckt) Haym, d. rom. schule 202. 207.

der umgekehrte fall (s. 56)] Schlegel selbst hielt seine recension für ein polemisches kunstwerk (an August Wilhelm 334).

wo neulich auch Schlosser seine strenge erfahren hat (s. 56)] vgl. Haym, d. rom. schule 222.

einigen aufsätzen in den letzten jahrgängen der berliner monatsschrift (s. 56)] dort erschienen Schlegels aufsätze von den schulen der griechischen poesie 24, 378; vom aesthetischen werte der griechischen comoedie 24, 485; über die Diotima 26, 30. 154; vgl. Haym, d. rom. schule 179. 181. 184.

ein eigenes buch (s. 56)] vgl. an Schiller [2] 269; ‚von Schlegel habe ich in diesen tagen ein manuscript beiträge zur kenntniss der Griechen erhalten ... der totaleindruck, den es auf mich gemacht und den ich ihm nicht ganz verschweigen darf, ist der, dass es unter allem bisherigen, was ich von ihm las, das am wenigsten deutlich gedachte und klar auseinandergesetzte ist ... indess ist es reich an ideen so wie der verfasser überhaupt'; an Körner 56: ‚ein teil seiner beiträge zur kenntniss der Griechen ist mir im manuscript zugekommen ... überall grosser gehalt von vielen zum teil trefflichen ideen, aber mangel an klarheit, entwicklung und ordnung'; endlich Haym, d. rom. schule 883.

indess ist es mehr zuversicht zu jeder idee ... als zuversicht zu sich (s. 57)] ähnlich urteilt Humboldt über Jacobi selbst (an Forster ges. werke 1, 276): ‚selbst eine gewisse art des stolzes, die freilich unverkennbar bei ihm ist, besteht doch nur in dem wert, den er auf seine ideen legt, gar nicht in forderungen, die er für seine person, ja nicht einmal für diese ideen selbst macht, äussert sich also auch weit weniger im umgang als in seinen schriften.'

seit 1794 *haben wir uns einige briefe getchrieben* (s. 57)] vgl. darüber an Körner 37. 42. 52. 55; Friedrich Schlegel an August Wilhelm 194. 205. 211. in Humboldts nachlass in Tegel sind briefe Schlegels nicht mehr vorhanden.

spricht wenig (s. 57)] vgl. an Wolf ges. werke 5, 190.

Ihr lieber Max ist zwar noch in Weimar (s. 58)] vgl. an Goethe 25. 26. 27; briefw. zw. Goethe u. Jacobi 215. 217; Goethe an Schiller 1, 225. 234 Spemann.

dass sehr viele xenien gegen diesen Schlegel gerichtet sind (s. 58)] vgl. Haym, d. rom. schule 206.

Sievekings (s. 58)] Sieveking, angesehener kaufmann in Hamburg, war schwiegersohn des arztes Reimarus: vgl. s. 60. 73;

Jacobi, auserl. briefw. 2, 184. 190. 267. 324. 326. 350; aus Jacobis nachl. 2, 166.

18.

Nach Jacobis randbemerkung empfangen am 29. april 1797. *herr von Steck* (s. 58)] wird auch an Schiller [2] 195 erwähnt.

19.

Nach Jacobis randbemerkung empfangen in Eutin am 17. november 1798, beantwortet am 22. märz 1799. — dieser brief ist nur in abschrift vorhanden; ein beiliegender zettel von Helene Jacobis hand meldet:

> Das Original fehlt, das, wenn ich nicht irre, mein guter Fritz seinem treuen Roth in München schenkte, der diesen Aufsatz so hoch hielt, dass er den Besitz davon wünschte; Er selbst hatte ja zu seinem bequemeren öfteren wiederlesen, sich die Abschrift genommen.

mit irgend einem reisenden (s. 59)] vgl. an Goethe 70. 77. 83. 116. 159; an Wolf ges. werke 5, 204; an Körner 103.

der umgang mit einigen deutschen freunden (s. 60)] für sie war Humboldts gastliches haus in Paris ein point de ralliement, wie Caroline an Rahel schreibt (gall. v. bildn. aus Rahels umg. 1, 145); vgl. über diesen bekanntenkreis: an Körner 95. 98. 108; an Goethe 49. 77. 79. 85. 87. 130. 152. 157. 162. 170; an Wolf ges. werke 5, 206. 209. 218; Charl. v. Schiller 2, 175.

Baggesen (s. 60)] Jens Baggesen, geboren 1764 in Korsör auf Seeland, 1789—90 in Deutschland, 1797 nach Paris, 1811 professor in Kiel, 1812 justizrat in Kopenhagen, gestorben 1826 in Hamburg; vgl. s. 67. 72.

eine Eurydice hier zu entführen getrachtet (s. 60)] Baggesen hatte sich nicht allzu lange nach dem tode seiner frau, der er zuerst sehr innig nachtrauerte, in Paris wieder verheiratet.

Dänemark (s. 60)] man erinnere sich, dass Holstein, wo Jacobi und seine freunde wohnten, damals dänisch war.

mattigkeit und schwäche (s. 61)] vgl. an Wolf ges. werke 5, 208: ‚in der tat wird man hier der herz- und kraftlosigkeit sehr müde und ich bleibe noch immer dabei, dass, so manches interessante ich auch hier für meine neugierde antreffe, der einzige genuss meiner besseren kräfte doch immer ein erhöhteres und durch den contrast selbst lebendigeres bewusstsein der volleren und kräftigeren deutschen natur bleibt'; an Körner 100: ‚die erfahrung, die ich hier von tage zu tage mehr mache, ist ein mangel an innerem gehalt und an geistiger bewegung'; auch an Schiller [2] 51.

in einer nation, die als masse betrachtet . . . so grosse achtung und bewunderung verdient (s. 63)] vgl. an Körner 101: ‚dennoch läugne ich nicht . . . dass ich eine gewisse liebe zu dieser nation

gewonnen habe und meine achtung für sie als nation gar sehr gestiegen ist und dass mein aufenthalt hier in meinem denken epoche machte.'

ein entschiedenes streben nach tiefer philosophie, echter poesie (s. 63)] diese stelle steht in Jacobis abschrift s. 7 oben; gräfin Louise Stolberg nun schreibt im jahre 1805 an Jacobi (aus Jacobis nachl. 2, 196): ‚was Humboldt p. 7 oben sagt, ist wohl zu allgemein; Pascal und Fénélon waren wohl ausnahmen; aus ihnen atmet wirklich echte erhabene sittlichkeit.' hieraus folgt, dass der ganze brief der gräfin sich auf unsern brief 19 bezieht und nicht, wie der herausgeber Zoeppritz angenommen hat, auf den aus Jacobis nachl. 2, 191 abgedruckten brief Humboldts an frau Reimarus. — vgl. ferner an Goethe 50: ‚die schöne literatur würde Sie wenig interessieren. wirklich fehlt hier die flamme des genies. die meisten productionen sind sehr matt und alle bleiben weit hinter dem zurück, was eine strenge kritik mit recht fordern kann.'

die kantische zu kennen (s. 65)] vgl. an Goethe 57. 153.

Condillac (s. 65)] abbé von Condillac (1715 — 1780), der hauptvertreter des französischen sensualismus,

das eigentlich nicht weiter erklärbare (s. 65)] vgl. an Goethe 115: ‚die schuld der philosophen, die, fast nur mit dem logischen teil ihrer wissenschaft beschäftigt, das gebiet der empfindung und der gesinnungen nicht genug in seiner mannigfaltigkeit beobachten und bearbeiten, die schuld der metaphysiker, die nie auf das zurückgehen, nie das anerkennen wollen, was ursprünglich und unerklärbar ist.'

der verstand (s. 67)] vgl. an Goethe 47. 61.

im Euripides (s. 68)] vgl. Humboldts ansichten über des Euripides charakter und literarische stellung: an Schiller [2] 199; an Goethe 112; an Wolf ges. werke 5, 118. 151. 167.

Rousseaus (s. 68)] vgl. an Goethe 168; aus Jacobis nachl. 2, 192.

in ihren schauspielern (s. 69)] über die französische schauspielkunst hat sich Humboldt ausführlich ausgelassen in briefen an Goethe, die dieser dann drucken liess (vgl. ges. werke 3, 142; Haym, Wilh. v. Humboldt 182); vgl. ferner an Körner 78.

die sprache (s. 70)] vgl. über die französische sprache Humboldt an Körner 87; an Goethe 48; an Welcker 25.

dass ich auf die entwicklung des französischen geistes äusserst begierig bin (s. 71)] vgl. an Körner 87: ‚je länger ich hier bin, desto mehr interessiert mich hier überhaupt das problem, welchen weg es mit der literarischen ausbildung dieser nation nehmen wird. es ist doch im ganzen nicht zu läugnen, dass die cultur sich nach und nach mehr ihrer conventionellen fesseln entledigt, mehr zur natur zurückkehrt, freier in den formen und reicher an stoff wird.'

die Stael (s. 72)] Anne Louise Germaine, baronin von Stael, geboren 1766 in Paris, seit 1803 auf reisen, seit 1815 in Coppet am genfer see, gestorben 1817. Humboldts sonstige urteile über

sie sind zu ausführlich, um hier wiedergegeben werden zu können: vgl. an Goethe 159. 168. 206. 227; an frau Reimarus aus Jacobis nachl. 2, 192; an eine freund. [2] 2, 176. 226.

Schlabberndorf (s. 72)] Gustav, graf von Schlabrendorf, geboren 1750 in Stettin, seit 1789 fast ununterbrochen in Paris, gestorben 1824. genaueres über ihn brachte zuerst Varnhagen, denkw. u. verm. schr. [2] 4, 422. im alter schreibt Humboldt in bezug auf diesen aufsatz an Varnhagen (Dorow, denkschr. u. briefe 3, 7): ‚ich habe den aufsatz über unsern ewig denkwürdigen freund mit grossem vergnügen gelesen. er hat mich lebendig in die zeit meines umgangs mit ihm zurückversetzt und es ist ew. hochwohlgeboren, wie es mir scheint, sehr gut gelungen aus den charakterzügen und der handlungsweise des mannes gerade soviel auszuheben, als dem grossen publicum ein anschauliches bild zu geben vermochte, und ihn doch auch wieder so zu schildern, dass auch die tiefer eingeweihten ihn gern in der schilderung wiedererkennen. dass darum doch nicht ganz der eindruck entsteht, den wir gerade bei diesem uns teuer und ehrwürdig gewesenen wünschten, muss Sie nicht irren. es giebt mittelmässige und grosse menschen, welchen man ihre verdienste und vorzüge gleich baarer münze auf den tisch zählen kann. zu diesen gehörte Schlabrendorf nicht. er wollte tiefer gekannt, er wollte mehr als gekannt, wirklich empfunden sein. wer nicht in den ersten tagen seines umgangs von ihm hingerissen war, nicht gleich bewies, dass er sinn für ihn besass, mit dem war jeder streit über ihn vergebens, wie ich sehr oft mich selbst davon überzeugt habe. es kann daher auch wohl keine schilderung hinter ihm zurückbleiben, die sein wahres inneres wesen, eins der merkwürdigsten und seltensten, das sich je auf erden gefunden hat, zusammengesetzt aus der wehmütigsten weichheit und dem unerschütterlichsten mute, wiedergäbe.' Jacobi hatte Schlabrendorf in England kennen gelernt (vgl. Varnhagen a. a. o. s. 423; auserl. briefw. 2, 335). — zur besondern freude gereicht es mir im anhange aus Humboldts nachlass seine briefe an Schlabrendorf mitteilen zu können, von denen leider der so interessante erste durch eine grausame scheere arg verstümmelt worden ist. sie zeigen die intime freundschaft beider männer, die später, wie es scheint, durch politische meinungsverschiedenheiten getrübt wurde (vgl. Varnhagen, denkw. u. verm. schr. [2] 5, 127; Car. v. Wolzogen, lit. nachl. [2] 2, 246).

aesthetische versuche (s. 72)] über Hermann und Dorothea, erschienen Braunschweig 1799 (wiederabgedruckt ges. werke 4, 1), in vierter auflage 1882 mit vorwort von Hettner; vgl. an Körner 101; an Goethe 44. 45. 72; an Wolf ges. werke 5, 209. 215; Haym, Wilh. v. Humboldt 151.

meine freie meinung über die werke derer zu sagen, die ich meine freunde nennen darf (s. 73)] vgl. an Wolf ges. werke 5, 210: ‚ich bin mir bewusst wenigstens nichts aus rücksichten gesagt zu haben, was ich nicht ganz oder nicht so für wahr hielt.'

die abhandlungen (s. 73)] gemeint sind die beiden nie zum abschluss gekommenen arbeiten über den charakter der Griechen (vgl. an Schiller [2] 201. 223. 235. 250; an Körner 50. 53; an Wolf ges. werke 5, 140. 161. 178) und über den charakter des 18. jahrhunderts (vgl. an Schiller [2] 287; an Körner 8. 64; an Goethe 46; an Wolf ges. werke 5, 167. 169. 176): im allgemeinen vgl. über diese pläne Haym, Wilh. v. Humboldt 142. 143.

das undurchdringliche geheimniss des charakters (s. 73)] vgl. an Schiller [2] 178; an Körner 12. 39. 41.

ehe man nur den Apoll hier sehen kann (s. 74)] Apoll von Belvedere, von den Franzosen aus Italien nach Paris gebracht, harrte dort der auspackung und aufstellung: vgl. an Körner 98; an Goethe 53. 69. 70. 157; Charl. v. Schiller 2, 177. 178. 185.

20.

Nach Jacobis randbemerkung empfangen am 5. november 1808. — 1801 war Humboldt aus Paris zurückgekehrt und 1802 als preussischer ministerresident an Uhdens stelle nach Rom gegangen, wo er bis 1808 blieb.

unsre privatangelegenheiten (s. 74)] vgl. an Goethe 230. 231; an Welcker 8.

zu einer reise nach Deutschland (s. 74)] vgl. über den reiseplan an Welcker 3. 6.

unsern einzigen sohn (s. 74)] Theodor von Humboldt, geboren 1797 in Jena (vgl. oben s. 54), später officier, gestorben 1872; vgl. noch s. 81. 83; an Welcker 3. 6.

schmerz (s. 74)] durch den tod zweier knaben, Wilhelm und Gustav: vgl. darüber an Schiller [2] 310; an Goethe 202; an Riemer Goethejahrb. 8, 80; Charl. v. Schiller 2, 191.

ein schwerer abschied (s. 74)] vgl. an Welcker 5: ‚es hat mich tief geschmerzt meine frau auch nur auf monate zu verlassen; die heftige und rührende anhänglichkeit der kleinen, die sich nie so gezeigt hatte als in den letzten monaten, und die stille Carolinens haben mir das weggehen sehr sauer gemacht; und nun dazu Rom und die gegend, an die ich vieles in mir geknüpft und die vieles in mir entwickelt hatte. mit jedem tage meiner reise ist der schmerz und die sehnsucht gewachsen und doch ist mir noch oft, als wären beide noch gar nicht, was sie sein sollten, als würde noch einmal so das schreckliche gefühl kommen, so die recht innige einsicht, dass es nun nicht mehr möglich ist die colosse zu sehen, nach dem Vatican zu gehen, den Aventin zu besuchen.'

21.

Nach Jacobis randbemerkung empfangen am 1. december 1808. — auf der durchreise durch München hatte Humboldt inzwischen Jacobi wiedergesehen.

Goethe (s. 75)] vgl. über dieses zusammentreffen Humboldts mit Goethe: an Goethe 231; Goethes tageb. 3, 400 weimarische ausgabe.

er klagt so ernstlich über anarchie (s. 75)] ähnlich sprach sich Goethe auch 1816 Humboldt gegenüber aus, wie aus einem briefe seiner frau an Welcker hervorgeht (Kekulé, leben Welckers 145): ‚Humboldt ist in Weimar gewesen; er schreibt mir, dass Goethe mit dem literarischen wesen in Deutschland ungemein unzufrieden ist und beinahe an allem heil verzweifelt, weil niemand sich in eine form passen will und darüber die entschiedensten talente untergehen. in seinem unwillen ist er soweit gegangen Humboldt zu sagen, die Deutschen seien nur noch allenfalls im auslande erträglich und man müsse sie wie die juden in alle welt zerstreuen. Humboldt hat ihm geantwortet, er an seinem teil habe das schon angefangen, nun solle er, Goethe, es nur an dem seinen vollenden und zu uns nach Rom kommen.'

liest . . . einem ausgewählten cirkel . . . die Nibelungen vor (s. 75)] vgl. Goethe 27, 1, 177. 187 und besonders 451 Hempel; unsere stelle ist ein neuer beleg für die an letzter stelle von Biedermann ausgesprochene und durch belege gestützte ansicht, dass diese Nibelungenvorlesungen in Goethes annalen fälschlich von 1807 datiert sind; vgl. jetzt auch tageb. 3, 398. 399. 401. 402. 404. 405. 406. 408. 4, 2. 4 weimarische ausgabe, wonach die vorlesung vom 9. november 1808 bis 11. januar 1809 gedauert hat.

mit dem kaiser Napoleon hat er eine lange unterredung gehabt (s. 75)] vgl. Goethe 27, 1, 323. 553 Hempel; Goethes gespr. 2, 220. 225. in unserm briefe ist die älteste nachricht aus Goethes munde über diese begegnung.

Bettinas (s.76)] Bettina von Arnim, geboren 1785 in Frankfurt, gestorben 1859 in Berlin, hatte Humboldt bei der durchreise in München kennen gelernt, wo sie sich zu besuch aufhielt; vgl. s. 82; aus Jacobis nachl. 2, 27; an eine freund. [2] 2, 294.

Paulus (s. 76)] Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, geboren 1761 in Leonberg, 1789 professor der orientalischen sprachen in Jena, 1800 nach Würzburg, 1808 schulrat in Nürnberg, 1810 geheimer kirchenrat in Heidelberg, gestorben 1851 (genaueres bei Wagenmann allg. d. biogr. 25, 287); vgl. an Wolf ges. werke 5, 102. 109.

Gros (s. 76)] Karl Heinrich von Gros, geboren 1765 in Sindelfingen, 1796 professor in Erlangen, 1804 hofrat, 1817 würtembergischer obertribunalrat in Stuttgart, gestorben 1840 (vgl. Ullmann allg. d. biogr. 9, 740); vgl. an Schiller [2] 59. 194. 225; an Körner 46; an Wolf ges. werke 5, 102; Schiller, geschäftsbr. 101.

die recension (s. 77)] über August Wilhelm Schlegels comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripides, Paris 1807, gedruckt in der allg. lit. zeit. 1808, 1, 745. 753.

aus seiner schilderung der tragoedie (s. 77)] an der citierten

stelle heisst es: ‚menschliche charaktere und gemütsbewegungen, tätigkeit und leidenschaft im kampfe mit einander und mit den unbezwingbaren äusseren kräften, mit den begebenheiten, deren verborgene ursachen nach dem geiste jeder zeit fatum, zufall, göttliche schickung genannt werden mag, ausbrüche heftiger leidenschaften, schreckliche taten, die aus ihnen entspringen, grosse leiden, alles, was grosses und trauriges im menschlichen leben vorkommt, ist stoff für den tragischen dichter. wer das, was hier angegeben ist, in einen einzigen ausdruck zusammenfassen kann, wird eine gute definition des trauerspiels geben.'

eine einheit (s. 78)] vgl. die ausführungen über Aeschylus' Prometheus an Welcker 56.

die idee der bestimmten art des kampfes (s. 78)] vgl. an Schiller 2 167. 315; an Körner 59. es war dies auch Goethes anschauung vom tragischen (vgl. werke 17, 294 Hempel).

dem tadel des mädchens von Orléans (s. 78)] es wird in jener recension s. 755 für eine mischung von griechischem schicksal, christlicher schwärmerei und dem ton der italienischen ritterepopoee voll zauberei erklärt.

22.

Nach Jacobis randbemerkung empfangen am 2., beantwortet am 10. märz 1809.

Koch (s. 79)] Joseph Anton Koch, geboren 1768 in Obergiebeln im tiroler Lechtal, seit 1796 in Rom, gestorben 1839; genaueres bei Holland allg. d. biogr. 16, 388; über seine zeichnungen zum Dante vgl. auch Holtei, dreih. briefe 3, 72.

ein bekannter mann (s. 80)] freiherr von Umgelder, weihbischof zu Augsburg.

graf Apponi (s. 81)] man kann zweifeln, ob Anton Georg Apponyi (1751—1817) oder dessen sohn Anton (1782—1852) gemeint ist.

Camuccini, Canova und Thorvaldsen (s. 81)] drei berühmte römische künstler, Vincenzo Camuccini (1773—1844), Antonio Canova (1757—1822), Bertel Thorvaldsen (1770—1844), der erste historienmaler, die beiden andern bildhauer; vgl. Nagler, allg. künstlerlex. 2, 322. 331. 18, 392. Humboldt erwähnt sie an Goethe 185. 186. 200. 206.

dass man mir die stelle erteilt hat (s. 81)] als director der section für cultus und unterricht im ministerium des innern: vgl. an Welcker 8; Haym, Wilh. v. Humboldt 254.

die reise des königs nach Petersburg (s. 81)] von ende december 1808 bis mitte februar 1809 war Friedrich Wilhelm III in Petersburg als gast des kaisers Alexander I.

Theodor (s. 81)] war in Berlin im hause von Humboldts jugendfreund Karl von Laroche: vgl. an Goethe 232; an Welcker 9, 11.

23.

Bei diesem briefe fehlt die randbemerkung Jacobis über den empfang. — seit 1810 war Humboldt preussischer gesanter in Wien: vgl. Haym, Wilh. v. Humboldt 286.

Ihr buch (s. 82)] von den göttlichen dingen und ihrer offenbarung Leipzig 1811 (wiederabgedruckt werke 3, 245).

Schlegels ansicht Ihrer schrift (s. 83)] Friedrich Schlegel kritisierte das buch von den göttlichen dingen im deutschen museum 1, 79; Jacobi spricht über diese kritik werke 3, VII. 236 anm.; vgl. auch aus Jacobis nachl. 2, 71. 104. 133.

ich achte Schlegel von vielen seiten (s. 83)] vgl. an Körner 124: ‚Friedrich Schlegel ... hat tiefe und originalität, aber jetzt eine einseitigkeit für gewisse religiöse meinungen, die meinem urteile nach ein vollkommen farbiges glas ist, durch das er alles sieht.' 131: ‚ich bringe ihn mit mir nicht zu einem interessanten gespräch. alles ist abgeschlossen in ihm und, wo einer nicht seiner meinung ist, kann er nur vor dem jünger predigen oder vor dem ketzer sich verschliessen oder spötteln. freies gespräch, ausgehend von der idee, dass man noch immer nur wenig von der wahrheit ergriffen hat und ihr noch immer unendlich viel abzugewinnen übrig bleibt, kennt er, wenigstens mit mir, nicht'; an Wolf ges. werke 5, 295: ‚mit diesem (Schlegel) gehe ich zwar um, allein unsre ansichten sind so verschieden, dass er wenigstens die gewantheit und geneigtheit haben müsste doch soviel, als zur bekehrung der andern nötig ist, von der seinigen abzugehen.'

Adam Müller (s. 83)] Adam Heinrich Müller, geboren 1779 in Berlin, seit 1805 in Dresden, 1809 in Berlin, 1811 in Wien, 1815 österreichischer generalconsul in Leipzig, 1827 hofrat in Wien, gestorben 1829; vgl. an Körner 124: ‚Adam Müller kommt mir auch, wenn er tief sein will, immer seicht vor. es ist mehr ein ausstaffieren innerlich empfangener ideen als ein gründliches erforschen der gegenstände selbst.' 131; an Goethe 236: ‚Adam Müller bildet hier eine förmliche oppositionspartei, hält vorlesungen über den preussischen staat, verteidigt alle privilegien des adels und giebt beweise seiner lebenslust und der hiesigen langmut. es ist auch ein guter kopf, der sich selbst um das bringt, was ihm notwendig zufallen müsste, wenn er vernünftig wäre'; an Wolf ges. werke 5, 296: ‚mit Adam Müller ... habe ich noch weniger gemeinschaft. er beschäftigt sich mit staatswissenschaft und politik und hat eine so moderne richtung, dass unsre wege sich nicht leicht begegnen.'

er geht nach Heidelberg (s. 83)] vgl. an Körner 129: ‚der ganze schritt Theodor schon jetzt auf eine universität zu schicken, obgleich er noch nicht student ist, wird vielen auch bedenklich vorkommen. allein Theodor war auf eine ungewöhnliche, durch den zufall unsres umherziehens entstandene weise bis dahin er-

zogen und nun konnte man nicht schlechtweg den gewöhnlichen weg einschlagen.'

herrn von Roeder (s. 83)] vgl. an Körner 117: ‚einem herrn von Röder ... in dem Sie einen etwas stillen und zurückgezogenen, aber interessanten menschen finden werden.' 129: ‚Röder ist ein trefflicher mensch und ich bin nie einer wahl so sicher gewesen als dieser'; an Welcker 24.

24.

Nach Jacobis randbemerkung empfangen am 26. februar 1815.

seitdem ich nach Paris kam (s. 84)] Humboldt war im frühjahr 1814 mit dem hauptquartier in Paris gewesen: vgl. Haym, Wilh. v. Humboldt 317.

Ihre einleitung (s. 84)] gemeint ist die einleitung in seine sämmtlichen philosophischen schriften, welche Jacobi dem zweiten bande seiner werke vorsetzte (s. 3); derselbe erschien Leipzig 1815; vgl. aus Jacobis nachl. 2, 93. 118. 121; an Goethe 259.

wenig vom congress halten (s. 85)] vgl. über Humboldts innere stimmung während des wiener congresses Haym, Wilh. v. Humboldt 320 sowie Pertz, leben Steins 6 beil. 11.

Ihren unvergesslichen bruder (s. 85)] Johann Georg Jacobi, geboren 1740 in Düsseldorf, 1765 professor der philosophie und beredsamkeit in Halle, 1769 canonicus in Halberstadt, 1784 professor der schönen wissenschaften in Freiburg im Breisgau, gestorben 4. januar 1814. 1789 urteilt Humboldt über ihn in einem briefe an Forster (ges. werke 1, 289): ‚Jacobi, herzensgut und nicht ununterhaltend, aber so gar nicht wie sein bruder, nicht der scharf eindringende geist, nicht die lebhafte phantasie, nicht das feurige gefühl.'

in Freiburg (s. 85)] dort war Humboldt mit dem hauptquartier ende december 1813: vgl. Car. v. Wolzogen, lit. nachl. [2] 2, 19; Pertz, leben Steins 3, 700.

Der tod Jacobis am 10. märz 1819 machte dem briefwechsel ein ende.

ANHANG.

Briefe Humboldts an Schlabrendorf.

1.

Valencia, 7. März, 1800.

Verzeihen Sie mir, mein theurer Freund, dass Sie seit [meiner] Abreise von Paris nichts von mir gehört haben ..... [grosse nicht herstellbare lücke]. Die, welche gereist sind (meist Vornehmere ...) haben einen fremden Firniss, der doch die natürliche Rohheit [nur sehr unvollkommen über]deckt. Denn den Vorwurf der Rohheit kann man dieser Nation, [in vergleichung] mit den Franzosen wenigstens, mit Recht machen. In dem weniger [ungebildeten] aber, besonders in der Mittelklasse ist diese Rohheit rein negativ, es ist [eigentlich man]gel an feiner Cultur, dieser Theil ist ohngefähr wie bei uns die Bürger in [kleinen land] städten, gutmüthig, dienstfertig, u. freimüthig, aber geradezu u. ohne Vielseitigkeit [u.] Gewandtheit.[1]) Der andre Theil, der sich mehr durch das Ausland gebildet hält, ist gewöhnlich oberflächlich u. seicht, verachtet seine eigne Nation, betet Frankreich an, u. würde doch von einem Franzosen (wenn er offen redete) immer noch ein nur erst halb geleckter Barbar genannt werden. Das Unglück für die Spanische Cultur scheint mir, so sonderbar es klingt, die geographische Lage des Landes. Von ganz Europa sind sie allein mit Frankreich zu Lande verbunden, alles auch die Producte Englands u. Deutschlands kommen ihnen durch Frankreich zu, u. gerade ist die Französische Cultur die, die ihnen am wenigsten taugt. Es ist ganz offenbar, dass anizt eine beträchtliche Anzahl aufgeklärter Menschen in Spanien existirt, dass eine noch grössere sich dieser Stufe nähert; aber alles geht natürlich stufenweise.[2]) Sie finden hier Menschen, welche sogenannte vorgebliche Wunder bestreiten, um die wahren zu retten, sie finden andre, die noch völlige Jansenisten sind (u. dies sind gerade mit die aufgeklärtesten, andre endlich die sich einer bloss philosophischen Religion nähern u. s. f. kurz alle die Nuancen, die auch bei uns in Deutschland wenigstens noch vor wenig Jahren gewöhnlich sind.

---

[1]) [2]) vgl. an Goethe 149; an Wolf ges. werke 5, 213.

In diese Nuancen aber sehen Sie selbst, geht, was von Frankreich zu ihnen herüberkommt, nicht ein, es trägt alles Einen Stempel, es schlägt auf einmal alles nieder, was jenseits der Pyrenaeen Vorurtheil heisst [und] kann also nur zum oberflächlichen Nachbeten führen. Erlaubte man in Spa[nien] ein freies und gründliches Studium der Exegetik u. Kirchengeschichte, machte man [die] Kenntniss des Englischen u. Deutschen gemeiner, so würde man (ich glaube es [mit gewissheit] behaupten zu können) in wenig Jahren sehr eigenthümliche Früchte ..... [grosse nicht herstellbare lücke]. Bei diesen Hindernissen muss man erstau[nen, wie solche menschen,] ohne je aus Spanien zu kommen, sich haben so aus[bilden können, wie] man sie wirklich antrift. Bei der Poesie geräth die Leeb[haftigkeit für] die Französische Literatur in ein sonderbares Gedränge. Die [Spanier haben] immer die Französischen Dichter arm u. kalt genannt, u. es ist [klar, dass] dies jetzt noch mehr der Fall seyn muss. Dennoch will ihnen kräf[tigere Speise] eben so wenig schmecken. Sie kennen Shakespear hie u. da, aber [sie ur]theilen nicht viel besser darüber, als die Franzosen. Moratin hat neuerlich den Hamlet übersetzt, u. sagt in der Einleitung ganz deutlich, dass Dinge, wie sie sich die noch barbarischeren Engländer gefallen liessen, in Spanien nicht geduldet werden würden.[1]) Sie klagen über Mangel an Empfindung u. Herz, u. gerathen in Entzücken über — Gessners Idyllen. Den Werther lieben sie zwar auch, aber in der Französischen Uebersetzung. Wo die neueren Dichter sentimental werden, sind sie schwach, oder gar läppisch. Es scheint, als schadete in allen mittäglichen Nationen die Einbildungskraft dem Gefühl; auch ist uns Deutschen in der Kunst die kräftigere Sentimentalität von den Engländern gekommen, u. durch ein sonderbares Glück ist es uns gelungen, sie durch das Studium der Alten in eine höhere umzubilden. Unter den mittäglichen Nationen aber scheinen die Spanier eine besondre Stelle einzunehmen; sie haben offenbar mehrere Charakterseiten, die man nordische zu nennen geneigt sein möchte, einige, die sie uns Deutschen sehr nahe bringen. Ihre Sprache ist noch wenig, vorzüglich zum philosophischen Gebrauche gebildet, aber sie hat sehr gute Anlagen, u. grosse Vorzüge vor der Französischen wenigstens. Was aus ihr, wie aus der Nation ueberhaupt einmal werden wird? (eine Frage, die man sich, wie chimärisch sie auch zu sein scheint, doch nie enthalten kann aufzuwerfen) ist schwer zu bestimmen. Es scheint mir aber noch schwerer bei der Französischen, von deren Sprache wenigstens (besonders nach Ihrem System über die Muttersprachen, das auch gar sehr das meinige ist)[2]) man wohl sagen möchte: So Ihr nicht wieder zurückkehrt in M[utterleib] ...... [grosse nicht herstellbare lücke].

---

[1]) vgl. an Goethe 150. [2]) vgl. Varnhagen, denkw. u. verm. schr. [2]4, 436.

Meine Frau, die recht leidlich wohl ist grüsst Sie herzlich. Die Kinder sind gesund u. munter u. reden etwas Spanisch. Himmel u. Land sind rein göttlich, u. wenn mir etwas leid thut, so ist es, diese Gegend vor dem vollen Frühling schon wieder zu verlassen.

Leben Sie innigst wohl, u. vergessen sie einen Freund nicht, der Sie herzlich achtet u. liebt. Viel Grüsse an Brinckmann [1]), Spruhn, u. Ebel. [2])

Einen Zug eines Knaben, in Malaga muss ich Ihnen doch erzählen. Wir assen bei seinen Eltern, u. mein Junge, der ein paar Jahre jünger als er war, rang sich mit ihm u. warf ihn auf die Erde. Den folgenden Tag sagte der Knabe zu seiner Mutter: Wäre es nicht in unserm Hause gewesen, so hätte ich es nicht so hingehen lassen, dass der Preusse, der jünger als ich war, mich Spanier zur Erde warf; aber heute will ich zu ihm gehn, u. ein Messer nehmen u. ihn todt stechen. Welche Begriffe von Gastrecht, Nationalehre u. Rache u. der Knabe war 7 Jahr alt.

2.

Berlin, 13. 7br. 1801.

Es sind fast zwei Monate her, lieber Freund, dass wir Paris verliessen, und noch bin ich immer bald so beschäftigt, bald so zerstreut gewesen, dass ich nicht habe dazu kommen können, Ihnen zu schreiben. Meine Frau wird es hoffentlich gethan haben. Denn gesprochen und gedacht, mein Bester, haben wir beide unendlich von Ihnen, das heisst unter uns, denn wo findet man die Menschen, mit denen man gern von denen spräche, die man innig liebt? Unsre Reise war, wie Sie aus meinen Briefen an Polenheim gesehen haben können, sehr glücklich, aber seit wir Deutschland betreten haben, ist es uns nicht immer ganz nach Wunsche gegangen. Die Plane, die wir für die ersten Monate gemacht hatten, sind wunderlich durchkreuzt worden, wir haben gar nicht in Weimar seyn können, weil niemand von denen da war, die uns dort interessirten; [3]) ich habe hier in Berlin viele Leute nicht gefunden, auf die ich rechnete — aber warum Ihnen gerade mit allem dem lange Weile machen? Aufgenommen hat man mich, meine Frau ist noch bei ihrem Vater, hier sehr gut, u. fast über meine Erwartung. Diejenigen, die sonst freundlich gegen mich waren, sind es fast doppelt, und ich kann Ihnen wenigstens zur Nachricht sagen, dass auch eine mehrjährige Abwesenheit gar keine wunderliche Veränderung hervorbringt, am wenigsten aber dem

---

[1]) Karl Gustav von Brinckmann (1764—1847), damals schwedischer gesantschaftssecretair in Paris; vgl. an Goethe 45. [2]) Johann Gottfried Ebel (1764—1830)? [3]) Schiller war in Dresden, Goethe in Göttingen.

Zurückkommenden schädlich ist. Heimisch bin ich indess hier noch nicht geworden, u. vielleicht dauert es, ehe ich es werde. In Paris machte ich einen Staat im Staat aus, u. brauchte mich nicht mit dem Ort, ja kaum mit den Menschen zu amalgamiren. In der Vaterstadt ist das immer etwas anders. Doch bin ich für diesen Winter wenigstens nicht für eine stille häuslich-zufriedene Existenz besorgt. Wir werden in Tegel leben, der Schnee wird den lästigen Besuch von uns abwehren; wir werden nur den angenehmeren behalten, oder allen entbehren. Dann wird uns freilich immer Ihr lieber Besuch fehlen, dem wir jeden Abend so gern entgegensahen, wir werden uns oft danach sehnen, aber wir werden die Sehnsucht durch Plane täuschen, bald wieder in Ihrer Nähe zu seyn, wenn Sie nicht in die unsrige kommen. Wie schön wäre es, wenn Sie den Winter bei uns in Tegel wären; es sollte Ihnen doch manches auch dort gefallen, u. wir könnten ganz ungestört und unerinnert die ganzen Nächte durchplaudern.[1] Denn dort karridelt niemand bis der helle Morgen anbricht.

Ich treibe mich hier ziemlich viel in Gesellschaft herum, u. es ist nicht leicht eine Art derselben, die ich nicht wieder besucht hätte. Von den Veränderungen, die ich etwa gefunden habe, kann ich Ihnen nicht viel sagen. Es ist hier wie überall gegangen: Alle Verhältnisse sind loser geworden. Dadurch hat sich der Zwang vermindert; ein gewisser Grad von Annehmlichkeit ist dabei unstreitig gewonnen; ob aber auch mehr, möchte ich bezweiflen. Zwar spricht man mehr von reell-interessanten Dingen auch in der grössten Gesellschaft, nur nicht gerade auf eine interessantere Weise. Hang zum Luxus u. zur Sinnlichkeit haben sehr zugenommen, das entgegengesetzte Beispiel, das der König giebt, existirt ohne grosse Wirkung daneben. An warmem Eifer für diese oder jene Sache möchte ich eine Abnahme behaupten. Wenigstens habe ich das Schicksal in einigen meiner genaueren Bekannten eine gewisse Kälte für Ideen gefunden zu haben, die allein sonst meinem Umgang mit ihnen Leben gaben. Sie, der Sie so lange abwesend sind, würden die grösseste Veränderung in Absicht der auswärtigen Gesandten antreffen. In ihrer Zeit konnte man sie nur mit Vorsicht sehen. Jetzt macht fast niemand ein Haus, als sie. Ich bin meist alle Abende bei dem Spanischen, der ein gebildeter u. interessanter Mann ist. Der Minister Haugwitz hat mir sehr viel über Sie gesprochen. Er scheint wirklich ein lebhaftes persönliches Interesse an Ihnen zu nehmen. Ich soll ihn bei Ihnen entschuldigen, dass er Ihnen nicht, als Sie ihm neulich schrieben, geantwortet. Er hätte gleich gehörig sollen die Sache von selbst arrangiren. Ich sollte Sie auch, wenn ich könnte, vermögen, recht bald u. wo möglich noch in diesem Jahre zurückzukommen. Das möchte ich nun wohl meinetwegen mehr, als

---

[1]) vgl. Varnhagen a. a. o. s. 432.

wegen des Auftrages, aber an der schnellen Wirksamkeit meines Zuredens muss ich leider sehr zweifeln. Ieh habe darauf geantwortet, was Sie mir gesagt hatten. Er drang aber sehr in mich dafür zu thun, was ich könnte; ausser den persönlichen Gründen, die er anführte, dass er Sie gern wiedersehen möchte u. s. w. sagte er, es könne Ihnen doch übel genommen werden, bisher sey es nicht geschehen, aber Sie fänden vielleicht selbst einen Grund mehr für das Zurückkommen darin, dass man gegen ein so langes Aussenbleiben gar nichts geäussert habe, es werde ihm leid thun, wenn man Sie vielleicht in der Folge deshalb ungleich beurtheilte. Ausser H. habe ich niemand gefunden, der sich sehr lebhaft Ihrer erinnert hätte, ausser Biester[1]), der Ihnen sehr gut ist. Wo Ihrer aber erwähnt wurde, habe ich deutlich gesehen, dass auch nicht das mindeste Vorurtheil gegen Ihren Aufenthalt in Paris, oder über die Ursachen desselben, oder über Ihre Grundsätze herrscht. Ich glaube im ganzen Ernst dass es jetzt schwerer ist, hier ein Sonderling zu heissen, als in Paris. Ihren Vetter, Slabrendorff, habe ich auch nicht gesehen, ob ich gleich in seinem Hause wohne. Er hat ein Sommerquartier im Thiergarten gemiethet u. ich habe ihn dort immer verfehlt.

Mit der Deutschen Litteratur sieht es etwas lahm aus. Fast nur in der Philosophie geschieht noch etwas, u. auch das ist nicht viel. Unter den Dichtern steht Schiller leider zu allein da. Göthe hat durch seine Krankheit im Wiuter viel gelitten. In der Schlegelschen Clique, denn es hängt einmal da alles klettenartig zusammen, ist viel Gutes, aber auch viel Rohheit, u. etwas eigentlich Bedeutendes ist doch gar nicht daraus entstanden. Fast in allen Fächern stehen ein oder höchstens zwei Menschen allein u. das Interesse ist meist nur ein Interesse der Neugierde. Es ist wirklich traurig aber merkwürdig zu sehen welche todte Eiskälte seit etwa 15 Jahren alle lebendige Wärme zum Starren gebracht hat. Ich kann mir die Erscheinung doch nicht anders erklären, als dass theils durch Hinwegräumung einiger Schranken, theils durch ein zur Mode gewordenes Reich- u. Vornehmthun der platte gesellschaftliche Verkehr unter den Menschen erstaunlich zugenommen hat. Dadurch ist die Einsamkeit verloren gegangen, in der sich sonst die Jüngeren bildeten,[2]) u. an die Stelle der nach innen zurückweisenden Scheu ist Sucht zu spötteln u. witzeln getreten. Denn auch in der Bücherwelt hat dieser gemeine Conversationston seine Stelle gefunden.

Aber ich breche ab. Ich vergesse, dass ich nicht mehr in der rue des deux Siciles[3]) bin, wo ich Ihre Antwort vernehmen konnte. Diese glücklichen Zeiten werden ja wieder kommen, u.

[1]) Johann Erich Biester (1749—1816), oberbibliothekar in Berlin. [2]) vgl. an eine freund. ² 1, 9. [3]) Schlabrendorfs wohnung in Paris: vgl. Varnhagen a. a. o. s. 431.

sollte auch alles in der Welt kalt und untheilnehmend werden, so können ja doch wir gegenseitig mit Sicherheit auf einander rechnen. Was macht H.... [unleserlicher name] u. wie geht es mit den Stereotypen?[1]) Grüssen Sie Redern[2]) herzlich u. Polenheims u. leben Sie gesund u. glücklich. Meine Adresse ist an H. v. H. d. älteren, in Berlin. Ewig Ihr

Humboldt.

3.

Berlin, 13. 9br. 1801.

Ich höre mit grossem Schrecken, dass Sie, mein theurer Freund, sollen ein Rescript der Glogauischen Kammer erhalten haben, in dem Ihnen aufgegeben wird, sich binnen 6 Monaten in Schlesien zu stellen, weil man vernehme, dass Sie Ihren Wohnsitz ausserhalb Landes aufzuschlagen gedächten.[3]) Wie mir Ihre Nichte, die jetzt wieder hier ist, sagt, so ist dasselbe dem Gr. Kalkreuth auf Siegersdorf eingehändigt worden, um es Ihnen zu übermachen. Gr. Kalkreuth hat darauf sehr gut geantwortet, dass, soviel er wisse, Sie schon auf der Rückreise begriffen wären, u. er bereits Briefe aus Frankfurth am Main von Ihnen habe. Ob nun die Kammer die Vorladung geradezu an Sie übersandt hat, oder nicht, ist uns nicht bekannt, da indess die Sache einmal soweit gekommen ist, steht es allerdings zu vermuthen.

Ich fühle, wie unangenehm Ihnen diese Sache seyn muss, wie viel mehr noch darum, weil Sie wirklich jetzt gerade zurückkommen wollten, und nun das Ansehn bekommen, gezwungen zu thun, was Sie freiwillig beschlossen. Ich eile auch deswegen so sehr Ihnen gleich zu schreiben, weil ich Ihnen wenigstens sagen möchte, was ich über die Sache weiss, und weil ich Ihnen meine Dienste dabei, so gering Sie auch seyn könnten, wenigstens anzubieten wünschte.

Das Wichtigste wäre, genau die Veranlassung dieses Schritts zu wissen, nur dann, nur wenn man eigentlich weiss, von wem die Verfügung kommt, liesse sich gut etwas dagegen anfangen. Genau habe ich darüber bis jetzt nichts erfahren, indess habe ich auch noch eigentlich mit Niemand darüber gesprochen, es ist immer mein Grundsatz, dass in Dingen dieser Art, u. noch dazu, wenn sie andre betreffen, nichts thun besser ist als zuviel thun. Bis jetzt aber habe ich in der That Grund zu glauben, dass die Verfügung mehr Folge allgemeiner Maassregeln, als persönliche Intrigue ist.

---

[1]) vgl. Varnhagen a. a. o. s. 428; Car. v. Wolzogen, lit. nachl. [2] 2, 219.
[2]) Sigismund Ehrenreich graf von Redern (1761—1841)? [3]) vgl. darüber Car. v. Wolzogen, lit. nachl. [2] 2, 226. 235; Charl. v. Schiller 2, 88.

Der König hat sich nemlich aus allen Provinzen Listen einschicken lassen, welche Gutsbesitzer anwesend, u. welche abwesend sind, u. wie lange die letzteren das Land verlassen haben. Auf dieser Liste in Schlesien haben Sie dann natürlich auch aufgeführt werden müssen, u. die Verfügung der Kammer ist nun, wie es mir scheint, ganz natürlich eine Folge dieser Maassregel u. der einmal vorhandnen Gesetze. Ich glaube diess um so mehr, da auch vor mehreren Monaten mein Schwiegervater, wegen seines Sohnes, der Domherr in Naumburg u. StiftsRath in Zeitz ist, angegangen worden ist, u. man sogar verlangt hat, dass er seiner Domherrnstelle entsagen sollte, was bei weitem auffallender war, als der Schritt gegen Sie, da mein Schwiegervater nicht bloss Preussischer, sondern auch Rudolstädtischer u. Sondershäusischer Vasall ist.

Ob jedoch nicht persönliche Verhältnisse in Schlesien zugleich mitgewirkt haben könnten? möchte ich nicht geradezu behaupten. Sie wissen selbst, dass Ihre Familie dort in mancherlei Verwicklungen steht. Wäre diess indess der Fall, so hielte ich die Sache noch für minder bedenklich, weil alsdann auch unstreitig leichte Aufopferungen alles beseitigen würden.

Dass die Sache nur aus Schlesien, und nicht von hier, oder aus dem Kabinet kommt, ist mir bis jetzt noch immer wahrscheinlich. In Schlesien — sagt mir Ihre Nichte — soll Sie sehr bekannt seyn; hier scheint niemand das Mindeste davon zu wissen. Ueberhaupt haben hier nur wenige Personen mit mir von Ihnen gesprochen; u. keiner (abgerechnet was ich Ihnen vor einigen Monaten von Haugwitz schrieb) auf eine bedeutende Art von Ihrem langen Pariser Aufenthalt. Auch war theils durch den Geh. Fin. R. Schlabrendorff, theils durch mich die Hofnung Ihrer baldigen Rückkehr bekannt. Ersterer erwartete Sie sogar bestim̄t noch in diesem Jahr.

Was die Verfügung der Kammer selbst betrift, so sehe ich aus dem, was Ihre Nichte sagt, dass man schon nach den neueren, nicht nach den älteren Gesetzen verfahren ist. Nach diesen, wo das Reisen ohne Erlaubniss[1]) verboten war, würde man Sie zurückgerufen u. Ihnen unmittelbar einen fiskalischen Prozess gemacht haben. So aber hat man Sie bloss innerhalb eines Termins zurückberufen, weil Sie Ihren Wohnsitz ausserhalb Landes aufzuschlagen schienen. Sie haben also, wenn Sie wirklich innerhalb des Termins zurückkommen wollen, die sehr leichte Antwort an die Kammer, dass Ihnen nie eingefallen sey, Ihren Wohnsitz zu verändern, wie wohl hinlänglich daraus erhelle, dass Sie Ihr Vermögen ganz unverändert gelassen, u. dass es schon Ihr eigner Vorsatz gewesen sey, zurückzukommen. Wollten Sie nicht zurückkommen innerhalb des Termins, so halte ich es für möglich, dass, wenn Sie Sich unmittelbar an den König wenden, u. ihm sagen, Sie

[1]) vgl. Leyser, Joach. Heinr. Campe 2, 313.

wollten gar nicht Ihren Wohnsitz ändern, aber hätten noch Geschäfte in Paris, Sie eine Erlaubniss erhalten, Ihre Reise zu verlängern.

Wollten Sie mir erlauben, Ihnen meinen Rath zu geben, so wäre es der, dass Sie zwar innerhalb des Termins zurückkämen (diess scheint mir für Ihre PrivatAnordnungen schlechterdings nothwendig) aber nicht augenblicklich, sondern erst, nachdem Sie den Zusammenhang genau wüssten. Dies ist immer vorsichtiger.

Das Wiederweggehen, wenn Sie eine Zeitlang hier gewesen wären, halte ich doch gar nicht für so entsetzlich schwierig, noch weniger unmöglich.

Dass Sich hier jemand der Sache annähme, halte ich für sehr nothwendig. Ihr Neffe Gr. Kalkreuth kommt in 14 Tagen her, u. wäre also allen Quellen sehr nah. Der Geh. Fin. R. Schlaberndorf ist Ihnen sehr ergeben, und sehr eifrig u. thätig. Seinen Einfluss aber müssen Sie Sich so gross nicht vorstellen. So z. B. scheint hier niemand an das zu denken, was wir einmal in Paris hörten, dass er nächstens Minister werden könnte. Ich endlich kenne zwar hier fast alle Menschen, sehe alle, u. werde von allen gebeten, ich stehe auch theils durch mich selbst, theils durch den Ruf meines Bruders in gutem Ruf u. Ansehn, aber Einfluss habe ich natürlich gar nicht, da ich keinen suche, u. auch erst kurz hier bin, ausser allem demokratischem Geruch bin ich bei weitem nicht (mancher mag mich vielleicht sogar für gefährlich halten) u. Ihre Sache könnte leicht die meinige scheinen, da ich doch nicht recht das Ansehn habe, als möchte ich hier ewig bleiben. An freundschaftlichem Eifer könnte mich niemand übertreffen.

Da ich Gr. Kalkreuth nicht persönlich kenne u. nicht beurtheilen kann, so scheint mir der G. F. R. Schlabrendorf der, an den Sie Sich am besten wenden können. Wollen Sie aber mir Nebenaufträge geben, um ihm die Sache zu erleichtern, so gebieten Sie ganz über meine Zeit. Da ich jetzt in Berlin und nicht auf dem Lande wohne, so habe ich alle nur mögliche Gelegenheit, Ihre Aufträge zu besorgen.

Für jetzt, bis ich Antwort von Ihnen habe, thue ich gar nichts, u. spreche auch mit niemand. Dasselbe wird (etwa Haugwitz, den Sie jetzt öfter sieht u. Schlaberndorff abgerechnet) auch Ihre Nichte thun, theils von selbst, theils durch mich dazu bewogen. So hoffe ich wenigstens u. so ist jetzt unsre Abrede.

Soviel über das Exoterische dieser Sache. Ueber das Esoterische sage ich nichts. Wir wissen einmal dass wir *glebae adscripti* sind. Glücklich nur, dass eine Brandenburgische Erdscholle so fest nicht ist. Wenn ich mir den Tegelschen Sand so ansehe, so kommt es mir gar nicht so vor, als könnte man sich da nicht herausarbeiten.

Sie finden es vielleicht sonderbar, mein theurer Freund, dass ich unaufgefodert so weitläuftig über Ihre Angelegenheiten rede. Aber ich dachte es wäre Ihnen vielleicht lieb, auch meine Ansicht

dieser unangenehmen Sache zu kennen. Sehen Sie meinen Eifer wenigstens, als einen Beweis meines herzlichen Antheils an Ihnen an.

Es wäre am Ende möglich, die Kammer hätte Ihre Verfügung noch zurückbehalten. Nun dann werden Sie selbst am besten beurtheilen, ob Sie nicht gut thäten, durch augenblickliches Zurückkommen das praevenire zu spielen.

Ich schicke diesen Brief durch einen Reisenden bis Weimar u. er berührt also keine Preussische Post. Darum konnte ich Ihnen ganz frei schreiben. Ich muss Ihnen nemlich sagen, dass hier Gerüchte laufen, dass man die Briefe auf der Post häufig öfne. Ich glaube daran nicht recht, u. wenigstens lassen Sie Sich dadurch nicht abhalten, alles über Ihre Sache zu schreiben, was Ihnen dienlich scheint. Man kann ja alles auf eine gewisse Art sagen.

Meine Frau grüsst Sie herzlich, Sie ist krank u. leidet recht viel. Die Kinder sind munter u. reden unendlich oft von Ihnen.

Grüssen Sie Redern tausendmal.

Von inniger Seele Ihr

H.

4.

Rom, den 27. Junius, 1804.

Da ich jetzt meine Frau bei Ihnen in Paris weiss, u. so gern Ihren frohen Zirkel selbst theilte, kann ich es nicht lassen, Ihnen, mein Lieber, zu schreiben, ob ich gleich nicht das Herz habe, diese Zeilen für eine Antwort auf Ihren Brief vom 27. Sept. 1803, den ich aber, Dank sey es der schnellen Besorgung des D. Kratos, erst am 21. Febr. d. J. empfieng, auszugeben. Ich kann Ihnen nicht sagen, welche unbeschreibliche Freude mir dieser Brief gemacht hat. Er ist der Brief aller Briefe u. ein wahres Muster. Von jedem Menschen, den ich mit Ihnen kannte, steht gerade das darin, was ihn bezeichnet, u. ich habe noch in diesem Augenblick, da ich ihn wieder las, laut auflachen müssen. Er stellt die Welt so dar, wie sie ist, als einen Haufen u. ein Gewebe von Inconsequenzen, die aber herrlich ist zu betrachten, viel Spass u. manchen Anlass zum Ernst giebt, auf der man nur eben immer leise auftreten muss, um von da ganz wo anders hinzukommen.

Toller als man es bei Ihnen gemacht hat, ist es nun wohl nicht möglich, es anzufangen, und was das Schlimmste ist, so halte ich den Cyclus nur scheinbar vollendet. Wenn man nicht die rohe Gewalt dafür annimmt, so ist nirgends eine sichere Basis. Aber auf ewig genug davon. Ich habe diese Gattung von Gegenständen immer am wenigsten interessant gefunden, u. glaube mich nicht geirrt zu haben.

Die Begebenheit mit den armen P. hat mich geschmerzt. Ich werde dabei, wie es scheint, kaum leiden, aber sie selbst thun mir

leid, um so mehr, als ich beide für frei von eigner Schuld halte. Gewiss hat es nicht an Redlichkeit u. Fleiss gefehlt, ihm vielleicht an Umsicht u. Ueberblick. Wenigstens machte er immer den Eindruck auf mich, u. das war der Grund, warum ich, ob ich gleich einmal sehr geneigt dazu war, nicht näher mit ihm zusammen trat.

Dass Sie Ihre Abreise immer noch hinausschieben, billige ich von ganzer Seele. Ich bin überzeugt, wie ich Ihnen ehmals schrieb, dass die Schritte gegen Sie nicht so gefährlich sind, wollten Sie aber gar das Kleinste nur dagegen thun, so hörte alle fernere Belästigung auf. Und ich bleibe dabei wie auch ein fremdes Land seyn mag, man hat mehr Unabhängigkeit, mehr Ruhe, mehr Indifferenz gegen die Thorheiten, die doch überall geschehen, als in seinem Vaterlande.

Mit dem unsrigen sieht es so jetzt in jeder Rücksicht mislich aus, u. die Stimmung der Einzelnen — von dem Oeffentlichen rede ich nicht einmal — ist zwar lustiger u. an sich auch besser, als anderwärts, aber auch bizarrer u. verkehrter. Wirklich aber sollten Sie hieherkommen, lieber Freund, die Gelegenheit mit meiner Frau, wäre sehr gut, u. hier ist eigentlich das Land, moralisch auszuruhen, ohne einzuschlafen. Eine Menge von Fragen, deren schlechte Beantwortung in Frankreich oder Deutschland ärgert, werden hier gar nicht aufgeworfen; die ganze Nation, nicht das Volk bloss, ist noch oder wieder in einer Art Naturzustand, u. wenn auch keine Energie des Charakters hier ist, so ist doch Lebendigkeit des Organismus, u. eine Art sinnlicher Stärke u. Naivetät. Man hört doch — und das schon scheint mir nicht wenig — eine kräftigere Sprache um sich reden, u. man sähe es endlich ruhig mit an, wenn auch in den Menschen noch weniger zu finden wäre, weil man an dem Lande, u. den Umgebungen genug hat. In Frankreich ist man zu sehr auf das lebendige reducirt das doch da meistentheils lebloser ist, als hier ein nur halb behauener Stein.

Ich will damit Frankreich u. Paris nicht lästern, ich wäre vielmehr recht gern selbst in dem, wie Sie ihn sehr gut nennen, nicht leicht vergessbaren Orte. Aber Sie können mir nicht verdenken, dass ich jetzt, da ich in Rom bin, auch die Vorzüge Roms stark fühle, u. wer das Ganze nur wie eine laterna magica ansieht, dem kommt es wirklich nur darauf an, Bilder, nicht aber dieses oder jenes, zu sehen. Nimmt man aber die Paar Verhältnisse aus, an denen man in der That mit ganzer Seele hängt, u. die Ideen, denen die Gegenstände nur zum Stoff dienen, so kann man wirklich alles Uebrige mit ziemlicher Gleichgültigkeit ansehn.

Ich führe in der Abwesenheit meiner Frau ein sehr einsames Leben, u. unstreitig meiner unbedeutenden Geschäfte ungeachtet, einsameres Leben, als Sie. Ich brauche hier nur mit unglaublich wenigen Menschen umzugehen, u. das macht mir meine Stelle sehr lieb. Der Sommer zerstört vollends die wenige Gesellschaft, die

es noch giebt, u. so besteht mein Ausgehn grösstentheils nur im Spatzierengehn.

Ich freue mich ausnehmend, dass Sie Theodor wiedersehen Sie hielten sonst auf ihn, u. seine Festigkeit, u. werden ihn, glaube ich, noch denselben finden. Es scheint mir sehr viel Charakterstoff in ihm zu liegen, und wenn er ihn nicht behält, so wird uns wenigstens niemand Schuld geben, dass wir ihn durch Erziehung herausgebracht haben. Sie werden ihn vielmehr noch sehr unerzogen finden, woran freilich zum Theil Umstände, aber auch grossentheils meine Meynung Schuld ist, dass es für ihn besser taugt. Da indess einiges doch nothwendig geschehen muss, so suchen wir jetzt einen Menschen für ihn. Unter ihren Bekannten wäre wohl kein taugliches Subject. Hier ist nicht einmal daran zu denken, u. ein Paar Muster gewöhnlicher Deutscher Hofmeister, die ich mit Reisenden hier gesehen, hat mich ganz abgeschreckt, aufs Gerathewohl einen Versuch zu machen.[1]) Meine einzige Hofnung ist jetzt auf Paris gerichtet. Es pflegen doch da immer eine Menge närrischer Leute zusammenzukommen, u. einer hätte vielleicht gerade etwas, was sich zu diesem Geschäft brauchen liesse. Bringt meine Frau keinen mit, so verzweifle ich wirklich ganz.[2])

Es freut mich, dass Sie über die L. Familie meiner Meynung geworden sind. Ich habe die Frau früher u. vor ihrer Verheirathung gekannt, u. nie nur ein Gran gesunder Natur in ihr gefunden. Es war immer ein überspanntes Wesen, ein Gemisch von ächter Gemeinheit u. eingebildeter Hohheit, u. was ich ihr immer am meisten habe absprechén müssen, war wahres u. herzliches Gefühl. Zu bedauren bleiben indess beide immer. Denn jeder allein wären sie doch unstreitig nicht zu einer solchen Tollheit ausgeschlagen, die jetzt fast als Krankheit betrachtet u. behandelt werden muss.

Wer in aller Welt, bester Schlaberndorff, hat denn so eine Angst vor dem Biester gehabt? Ich habe darüber eine Conjectur, die Ihnen meine Frau sagen wird, u. bitte Sie recht herzlich u. inständigst, mich darüber aufs Reine zu bringen.

Leben Sie jetzt herzlich wohl, lieber Freund, u. machen Sie meiner Frau die Freude, Sie recht oft zu sehen. Sie ist Ihnen sehr gut u. hat sich vorzüglich Ihretwegen sehr auf die Pariser Reise gefreut. Gedenken Sie dann auch meiner u. der Freude, die ich immer an unsern vergnügten u. gesprächreichen Abende gehabt habe. Mit aufrichtiger u. inniger Freundschaft

Ihr

H.

---

[1]) Vgl. auch an Körner 117.
[2]) Vgl. an Goethe 207.

5.

Rom, den 8. Januar, 1806.

So lange wir auch nichts von Ihnen gehört haben, bester Slabrendorff, so weiss ich macht es Ihnen doch Freude, zu erfahren, dass es uns wohl geht, u. ich eile daher Ihnen zu sagen, dass meine Frau gestern Morgen, um 1/4 auf 6 Uhr glücklich mit einem Sohne niedergekommen ist.[1]) Mutter u. Kind sind gesund u. munter, u. erstere grüsst Sie herzlich. Es ist schwer, mein theurer Freund, wie ich schon weiss, Ihre Briefscheu zu überwinden. Versuchen aber möchte ich es wohl, u. Ihnen wenigstens sagen, dass wir uns über einen Brief von niemand, ohne Ausnahme so, als über einen Brief von Ihnen freuen würden. Selbst von Ihrer Gesundheit haben wir nur sehr ungewisse Nachrichten. Alexander wird Ihnen Briefe von Berlin geschrieben haben, die Ihnen wenigstens nur eine mässige u. leicht zu besiegende Sehnsucht nach dem Vaterlande gegeben haben werden. Ich begnüge mich von der Ferne aus seiner Meynung zu seyn. Es ist wirklich Fürwitz, das mit eignen Augen sehen zu wollen. Was Sie betrift, so wünschte ich nur, Sie sicherten Sich dann gleichfalls die Möglichkeit. Denn Sie leben doch in Paris mit einer Art Unruhe, solange Sie nicht darüber im Reinen sind. Nach Alexanders Briefen müsste es aber leicht seyn, dahin zu kommen. Der König solle Ihnen über das Vergangne gar nicht abgeneigt seyn. Das goldne Sprichwort leben u. leben lassen, macht alle Dinge leicht. Adieu, liebster Slabrendorff. Denken Sie oft an uns, schreiben Sie, wenn es möglich ist, wenigstens manchmal u. leben Sie herzlich wohl. Ewig mit inniger Freundschaft

Ihr
H.

6.

Rom, den 1. Februar, 1806.

Ihren Brief vom 7. August, liebster Freund, hat mir HE. v. Sobolewski vor einigen Tagen überbracht, u. obgleich der Mann auch sonst gut u. nicht uninteressant scheint, so ist er mir doch doppelt lieb gewesen, weil er uns ein Wort von Ihnen verschaft hat. Sie wissen, wie herzlich wir Sie lieben, u. wie theuer uns jede Nachricht von Ihnen ist. Brechen Sie ja also manchmal Ihr Stillschweigen u. lassen Sie uns wissen, wie es Ihnen geht. Ein Wort unmittelbar ist mehr, als was man durch zehn Reisende erfährt.

Ich habe lachen müssen, Lieber, dass Sie um Geschmack an Berlinern zu gewinnen, gerade haben an den Präsidenten Sch. kommen müssen. Das Beste, was sich noch dabei sagen lässt, ist,

---

[1]) Gustav von Humboldt, gestorben 1807.

dass weder er noch sie Berliner sind. Auch Alex. klagt entsetzlich über das Leere der dortigen Anmaassungen, u. Ekel ist glaube ich die eigentliche Empfindung, deren es schwer werden mag sich zu erwehren.

Sie werden aus meinem letzten Brief die Niederkunft meiner Frau gesehn haben. Sie grüsst Sie herzlich u. legt vielleicht diesem Brief noch einige Zeilen bei. Sie ist mit dem Kinde vollkommen wohl, u. hat noch nie so gute Wochen gehabt. Was es schön wäre, lieber Freund, wenn Sie einmal einige Monate hier bei uns seyn könnten. Glauben Sie mir, Rom würde jetzt Ihren Forderungen entsprechen. Mehr ausser der Welt lässt sich diesseits des Grabes nicht leben, das ist ausgemacht. Sobald man nur erst einige Wochen hier ist, gewinnt man einen Gleichmuth, von dem man sonst keinen Begriff hat.

Red. Entschluss sich in Paris zu fixiren, wundert mich nicht. Ich habe immer geglaubt, dass es dahin kommen würde, aber wie gerade die Lage von Deutschland die Schuld daran tragen soll, ist mir nicht recht begreiflich. Kursachsen ist nach, wie vor Kursachsen u. wird es gewiss bleiben. Mit der eigentlichen Deutschen Verfassung hing Red. auch nicht auf die entfernteste Weise zusammen, u. dass Sprache u. Nation sich u. noch dazu so schnell ändern sollten, möchte schwer zu erweisen seyn. Höchst wunderbar aber finde ich seinen Bruch mit Ihnen. Nach der Vertraulichkeit, die zwischen Ihnen beiden herrschte, begreife ich es nicht einmal, denn von Billigung kann hier nicht die Rede seyn, u. selbst mit einer solchen Inconsequenz Nachsicht zu haben, ist schwer, besonders aber, wenn sie in einem Menschen sich findet, den weder Einbildungskraft, noch zu heftiges Gefühl consequent zu seyn hindern. Es ist mir in der That ein Phänomen, das ich bloss anstaunen kann.

Unsre Kinder sind sehr gesund u. munter u. würden Ihnen, mein Bester, Freude zu sehen machen. Theodor vorzüglich wird recht brav. Sickler[1]) war bei seiner Ankunft hier krank, u. recht eigentlich peinlich um seine Gesundheit, so dass uns allen sehr bange war. Aber er ist vollkommen wieder hergestellt u. der alte Muth ist in ihn zurückgekehrt. Er beschäftigt sich fleissig u. mit Verstand mit Theod. u. der Li,[2]) u. ich bin sehr mit ihm zufrieden. Ohne tiefe positive Kenntnisse u. ohne grossen Verstand gerade, hat er die Methode, bei der man Kinder mit Glück weiter bringt u. Charakter genug, sie mit Stetigkeit zu verfolgen.

Ich treibe meine täglichen Geschäfte u. setze daneben meine alten Lieblingsstudien fort. Dass die ersten mir kein grosses Interesse geben können, begreifen sie leicht. Aber bei meiner Art

---

[1]) Friedrich Karl Ludwig Sickler (1773—1836), später gymnasialdirector in Hildburghausen; vgl. Charl. v. Schiller 2, 203.

[2]) Humboldts älteste tochter Caroline (1792—1837).

zu denken u. zu seyn, wird es niemandem so wenig sauer, einen Sisyphusstein zu wälzen u. ein solcher ist es denn doch nur wegen des ewig in denselben Kreis Zurückkehrens, denn sonst in Absicht der Schwere könnte es höchstens mit einem Theaterstein verglichen werden. Gesellschaft sehe ich nicht mehr als nöthig ist, manchmal vielleicht sogar weniger. Aber es giebt auch niemanden hier, dessen Umgang Interesse gewähren könnte.

Adieu jetzt, liebster Freund. Gedenken Sie unsrer ferner mit Liebe u. verstummen Sie nicht ganz. Von Herzen Ihr

H.

7.

Königsberg, den 1. Sept. 1809.

Ich bin für meine Sünden, die ich indess nie gross genug hielt, solche Strafe zu verdienen, hier, liebster Schlabrendorff, u. schicke Ihnen diese Zeilen durch einen Baron von Rennenkampff,[1] der meiner Frau u. mir sehr werth ist. Er ist viel in Rom mit uns umgegangen, u. er ist in jeder Rücksicht ein interessanter Mensch. Ich bin überzeugt, dass Sie gern mit ihm umgehn werden, ich werde es aber auch als einen Beweis Ihrer Freundschaft gegen uns ansehn, wenn Sie ihm recht oft erlauben wollen, seinen Pariser Aufenthalt durch Ihre Gesellschaft angenehmer zu machen. Von ganzem Herzen

der Ihrige,

Humboldt.

[1]) Alexander von Rennenkampff (1783—1854): vgl. an Goethe 260; Car. v. Wolzogen, lit. nachl. [2]2, 234 (die jahreszahl 1809 muss nach unsrem briefe falsch sein); Distel, aus Wilhelm von Humboldts letzten lebensjahren Leipzig 1883.



Nachtrag zu s. 98.

Meinem collegen dr. Franz Erhardt hier ist es gelungen die oben citierte stelle aus Kant aufzufinden, wofür ich ihm auch an dieser stelle herzlich danke. sie steht in Kants schrift von 1763 ‚der einzig mögliche beweisgrund zu einer demonstration des daseins gottes' und lautet (sämmtl. werke 2, 118 Hartenstein): ‚ob ich schon an der überfeinen weisheit derjenigen, welche sichere und brauchbare begriffe in ihrer logischen schmelzküche so lange übertreiben, abziehen und verfeinern, bis sie in dämpfen und flüchtigen salzen verrauchen, so wenig geschmack als jemand anders finde, so ist usw.'

Druckfehler:

S. 7 z. 17 von unten lies **wir** statt **wie**.
S. 81 z. 5 von unten lies **habe** statt **hebe**.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Verlag von MAX NIEMEYER in Halle a. S.

Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts (herausgegeben von Prof. Dr. W. Braune in Heidelberg). No. 1—100. à 60 Pf.

1. Martin Opitz, Buch von der deutschen Poeterei. (1624.)
2. Johann Fischart, Aller Praktik Grossmutter. (1572.)
3. Andreas Gryphius, Horribilicribrifax. Scherzspiel. (1663.)
4. M. Luther, An den christlichen Adel deutscher Nation. (1520.)
5. Johann Fischart, Der Flöhhaz. (1573.)
6. Andreas Gryphius, Peter Squenz. Schimpfspiel. (1663.)

7—8. Das Volksbuch vom Doctor Faust. (1587.)

9. J. B. Schupp, Der Freund in der Not. (1657.)

10—11. Lazarus Sandrub, Delitiæ historicæ et poeticæ. (1618.)

12—14. Christian Weise, Die drei ärgsten Erznarren. (1673.)

15. J. W. Zinkgref, Auserlesene Gedichte deutsch. Poeten. (1624.)

16—17. Joh. Lauremberg, Niederdeutsche Scherzgedichte. 1652. Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar von W. Braune.

18. M. Luther, Sendbrief an Leo X. Von der Freiheit eines Christenmenschen. Warum des Papstes Bücher verbrannt seien. Drei Reformationsschriften aus dem Jahre 1520.

19—25. H. J. Chr. v. Grimmelshausen, Der abenteuerliche Simplicissimus. Abdr. d. ältesten Originalausgabe (1669.)

26—27. Hans Sachs, Sämmtliche Fastnachtspiele in chronolog. Ordnung n. d. Originalen hersg. von Edmund Goetze. 1. Bändchen.

28. M. Luther, Wider Hans Worst. (1541.)
29. Hans Sachs, Der hürnen Seufrid, Tragoedie in 7 Acten.
30. Burk. Waldis, Der verlorne Sohn, ein Fastnachtspiel. (1527.)

31—32. Hans Sachs, Fastnachtspiele herausg. von E. Goetze. 2.

33. Barth. Krüger, Hans Clawerts Wereckliche Historien. (1587.)

34—35. Caspar Scheidt, Friedrich Dedekinds Grobianus. (1551.)

36. Hayneccius, Hans Pfriem od. Meister Kecks. Komödie. (1582.)

37—38. Andreas Gryphius, Sonn- und Feiertags-Sonette. (1639 und 1663.) Herausg. von Dr. Heinrich Welti.

39—40. Hans Sachs, Fastnachtspiele herausg. von E. Goetze. 3.

41. Das Endinger Judenspiel. Herausg. von K. v. Amira.

42—43. Hans Sachs, Fastnachtspiele herausg. von E. Goetze. 4.

44—47. Die Gedichte des Königsberger Dichterkreises aus Alberts Arien und musikalischer Kürbshütte (1638—1650) herausgeg. von L. H. Fischer.

48. Heinrich Albert. Musikbeilagen zu den Gedichten des Königsberger Dichterkreises, hg. von Rob. Eitner.
49. Burk. Waldis' Streitgedichte gegen Herzog Heinrich d. Jüngern von Braunschweig. Herausgeg. von Friedrich Koldewey.
50. Martin Luther, Von der Winkelmesse u. Pfaffenweihe. (1533.)

51—52. Hans Sachs, Fastnachtspiele herausg. von Ed Goetze. 5.

53—54. M. Rinckhart, Der Eislebische christliche Ritter. (1613.)
55—56. Till Eulenspiegel. (1515.) Herausg. von Hermann Knust.
57—58. Chr. Reuter, Schelmuffsky. (1696. 1697.)
59. Chr. Reuter, Schelmuffsky. Abdruck der ersten Fassung 1696.
60—61. Hans Sachs, Fastnachtspiele herausg. von E. Goetze. 6.
62. Ein schöner Dialogus von Martino Luther und der geschickten Botschaft aus der Hölle. (1523).
63—64. Hans Sachs, Fastnachtspiele hg. von E. Goetze. 7. (Schluss.)
65—71. Johann Fischarts Geschichtklitterung (Gargantua). Herausg. von A. Alsleben. Synoptischer Abdruck der Bearbeitungen von 1575, 1582 und 1590.
72. Georg Thyms Gedicht Thedel von Wallmoden. Herausg. von Paul Zimmermann.
73. Adam Puschman, Gründlicher Bericht des deutschen Meistergesangs. (1571.) Herausg. von Rich. Jonas.
74—75. Jacob Schwieger, Geharnschte Venus. (1660.) Herausg. von Th. Raehse.
76. Luthers Fabeln nach seiner wiedergefundenen Handschrift herausgegeben und eingeleitet von Ernst Thiele. Mit 1 Facsimile.
77—78. Bernhard Rotmann, Restitution rechter und gesunder christlicher Lehre. Eine Wiedertäuferschrift. (Münster 1534.)
79—80. Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, Speculum vitae humanae. Ein Drama. (1584.) Nebst einer Einleitung in das Drama des XVI. Jahrhunderts herausg. von Jacob Minor.
81—82. Das Lied vom Hürnen Seyfried nach der Druckredaction des XVI. Jahrhunderts. Mit einem Anhang: Das Volksbuch vom gehörnten Siegfried, nach der ältesten Ausgabe (1726) herausgegeben von Wolfgang Golther.
83—84. Luther und Emser. Ihre Streitschriften aus dem Jahre 1521 herausgegeben von Ludwig Enders. Band I.
85. Thomas Murners Schelmenzunft. Nach den beiden ältesten Drucken herausgegeben von Ernst Matthias.
86—89. Venusgärtlein. Ein Liederbuch des XVI. Jahrh. Nach dem Druck von 1656 herausg. von Max Freih. v. Waldberg.
90—91. Christian Reuter, Die ehrliche Frau, nebst Harlequins Hochzeit- und Kindbetterinnenschmaus. — Der ehrlichen Frau Schlampampe Krankheit und Tod. — Lustspiele. 1695. 1696. Herausgegeben von Georg Ellinger.
92. P. Schultz und Chr. Hegendorf, Zwei älteste Katechismen der luther. Reformation. Neu herausg. von G. Kawerau.
93—94. D. M. Luther, Von den guten Werken. (1550.) Aus der Originalhandschrift herausgegeben von Nic. Müller.
95. Ludwig Hollonius, Somnium vitae humanae. Ein Drama. 1665. Herausgegeben von Franz Spengler.
96—98. Luther und Emser. Ihre Streitschriften aus d. Jahre 1521 herausgegeben von Ludwig Enders. Band II.
99—100. Bergreihen. Ein Liederbuch des XVI. Jahrhunderts. Nach den vier ältesten Drucken von 1531, 1533, 1536 und 1537 herausgegeben von John Meier.

21. 0.-

Aus dem Verlage von MAX NIEMEYER in Halle a. S.

Johan Ludwig Runebergs
Epische Dichtungen.

Aus dem Schwedischen übersetzt, sowie mit Einleitung, Anmerkungen und bibliographischem Anhang versehen

von

Wolrad Eigenbrodt.

2 Bände. Eleg. gebunden ℳ 12,00.

Gedanken und Erfahrungen

über

Ewiges und Alltägliches.

Für das deutsche Haus

herausgegeben

von

O. Nasemann.

2 Bände. 3. Auflage. 1886.
Geheftet ℳ 8,00; gebunden ℳ 11,00.

Goethes Pädagogik,

historisch-kritisch dargestellt

von

A. Langguth.

1886. 8. ℳ 6,00; gebunden ℳ 7,50.

Goethe als Pädagog.

Von

A. Langguth.

1887. 8. ℳ 4,00; gebunden ℳ 5,50.

Wolfram von Eschenbach,
Parcival.

Rittergedicht aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt

von

San Marte (A. Schulz).

3. Auflage. 2 Bände.
Gebunden ℳ 13,00.

Aus Magdeburgs Vergangenheit.

Beiträge zur Litteratur und Kulturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts

von

Woldemar Kawerau.

ℳ 6,00.

Aus Halles Litteraturleben

von

Woldemar Kawerau.

ℳ 6,00.

Charlotte Diede,

die Freundin

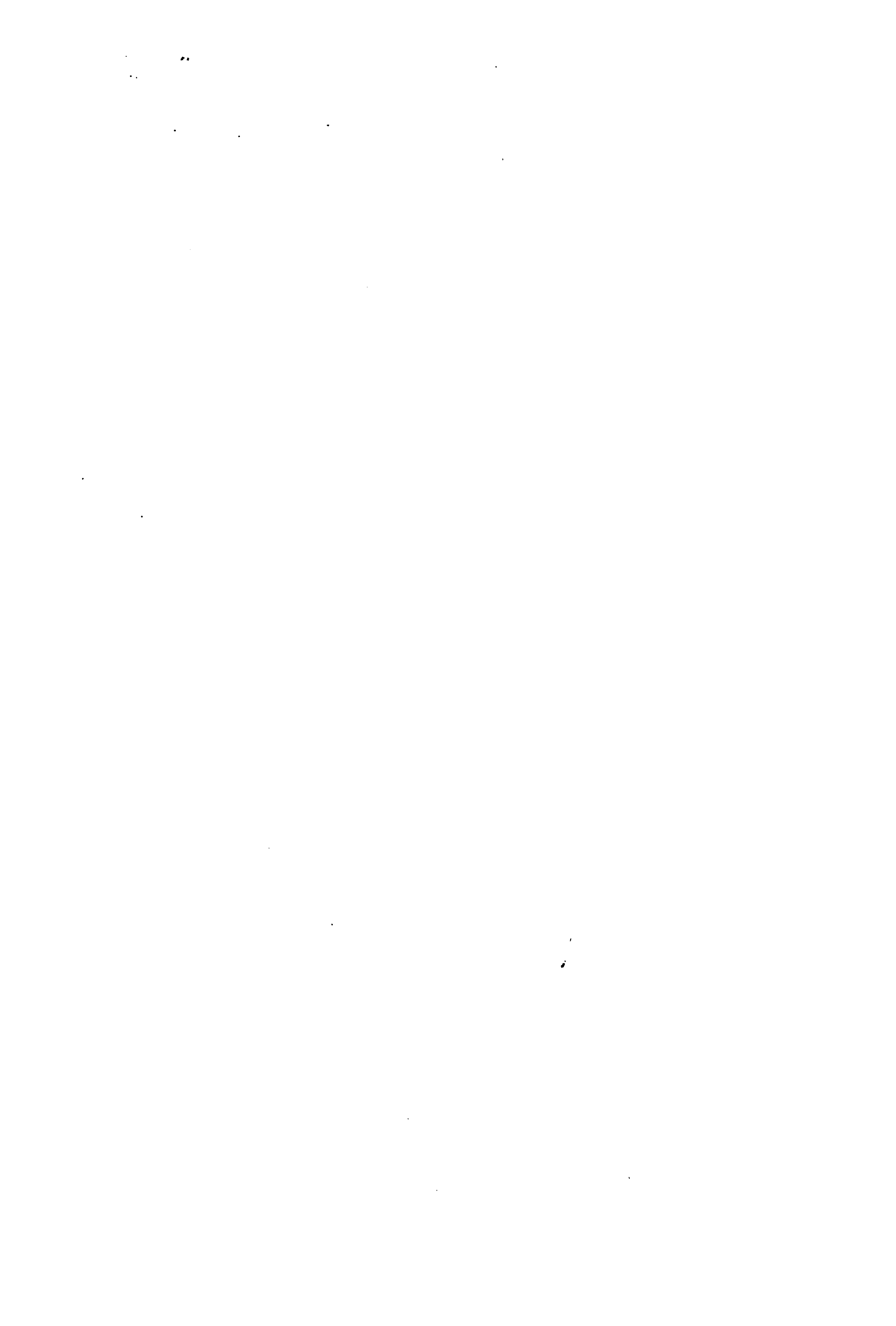
von W. v. Humboldt.

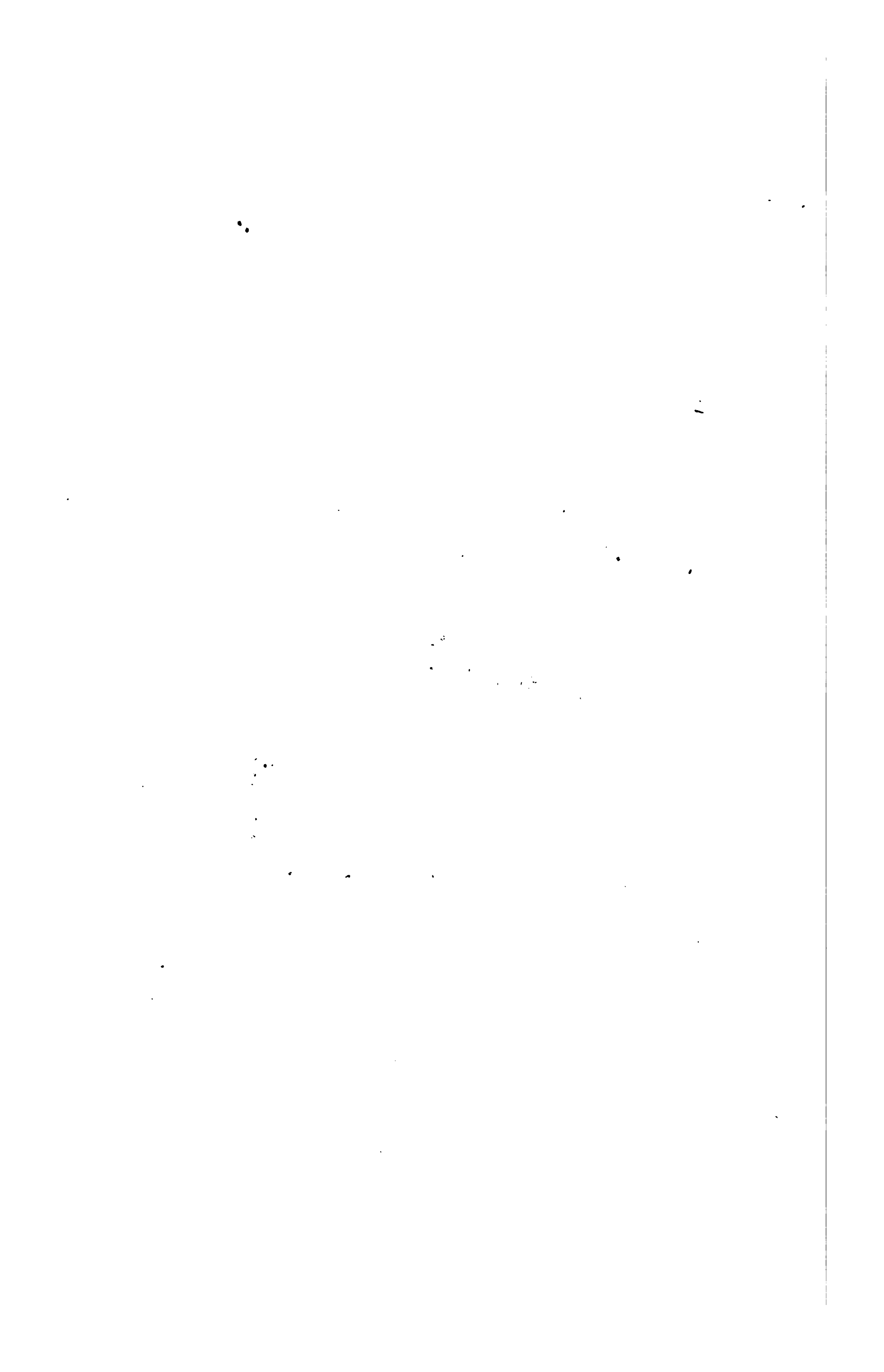
Lebensbeschreibung u. Briefe.

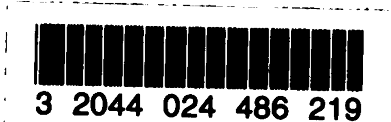
Herausgegeben von

A. Piderit und O. Hartwig.

1884. 8. ℳ 4,00.







This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

CANCELLED
1638079

SEP 19 '68 H
2117424

OCT 19 '68 H

NOV
CANCELLED

2116486

AUG 22 '68
2084107

WIDENER
JUL 06 1995

